19 Monate
in russisch=sibirischer Kriegsgefangenschaft

Erlebnisse eines deutschen Divisionspfarrers

1914 - 1916.



19 Monate in russisch-sibirischer Kriegsgefangenschaft

Erlebnisse eines deutschen Divisionspfarrers im Weltkrieg 1914—16

Von

Jos. Clem. Meyer
Divisionspfarrer

Im Selbstverlag des Verfassers
Preis: einzeln M. 1.—

Nach Mitteilung des Kriegspresseamtes, Ober-Zensurstelle Berlin NW., vom 5. 1. 1917 unter Nr. 17692 O. Z. wurde dieses Buch nach Prüfung durch das Kgl. Preußische Kriegsministerium an das Kgl. Württembergische Kriegsministerium unter Mitteilung des Prüfungsergebnisses geleitet und von der Zensurstelle des stellvertretenden Generalkommandos XIII. Armeekorps nach endgültiger Entscheidung zur Veröffentlichung freigegeben.

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort.

Die Dämmerschatten eines zur Rüste gehenden herrlichen Augusttages senkten sich schon hernieder, als ich an frischen Soldatengräbern stand.

Ich fand sie, als Kurgast einsame Wege wandelnd, an der Berghalde, wo schon ein halbes Jahrhundert früher der Boden von Kampfblut getränkt war. Diese Stätte ließ in mir all das im gegenwärtigen heißen, mörderischen Völkerringen selbst Erlebte, Geschaute, Erlittene neu aufleben. Selbst genesend an den kräftigen Heilquellen da drunten gedachte ich aller derjenigen, die als Gefangene noch drüben schmachten, im fernen Osten Tausende von Meilen weit, im Feindesland — —

Ihnen zur Hilfe zu sein, den Willen zur Hilfe in dem Herzen unseres deutschen Volkes zu wecken und wachzuhalten, zugleich aber auch ein Kulturbild zu zeichnen, das uns unsere Gegner in ungeblendetem Lichte zeigen soll — habe ich mich nach vielem Drängen entschlossen, dieses Buch der Öffentlichkeit zu übergeben.

Bad-Kissingen, Sommer 1916.

Josef Clemens Meyer
Divisionspfarrer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Erster Teil	5
Zweiter Teil	19
Dritter Teil	27
Vierter Teil	34
Fünfter Teil	63
Sechster Teil	73
Siebenter Teil	85
Schlußwort	96

Erster Teil.

Das letzte Gefecht auf russischem Boden. — Samariterdienst. — Die Gefangennahme. — Schwere Stunden. — Der Abtransport. — Russische Gefängnisse. — Makow. — Pultusk. — Roschan. — Warschau. — Das Verhör. — Impertinente Behandlung. — Ein Völkerrechtsbruch.

Ein frostig kalter, trüber Wintertag brach mit dem 25. November 1914 an. Eine schwermütige, gedrückte Stimmung, gleichsam eine Vorahnung der traurigen Ereignisse, die wir heute noch erleben sollten, lastete allenthalben auf dem großen Zug deutscher Reiter, der beim Morgengrauen aufgebrochen und von Lippa aus die steile Straße, die nach Osten führt, hinaufzog. Ich schaue nach rechts hinüber zur großen Windmühle, wo am gestrigen Tage ununterbrochen der Kampf getobt — heute ist es dort noch merkwürdig ruhig geblieben. Noch einmal ziehen an meinem Geiste die traurigen Eindrücke vorüber, die ich gestern an dieser Kampfstätte in mich aufgenommen hatte. Ein heftiger Gegenstoß der Russen von Czichanow her war nach hartnäckigem Widerstand der Unsern äußerst blutig abgewiesen worden. Da war ich selbst wiederholt Zeuge geworden von der unheimlichen Fernwirkung moderner Feuerwaffen. Denn selbst in die Reihen unserer Sanitätsmannschaften weit hinter der Feuerlinie waren die tödlichen Infanteriegeschosse eingedrungen. Noch sehe ich das im Tode erblaßte Gesicht des am gleichen Tage zum Hauptmann beförderten jungen Offiziers M. vor mir, an dessen Leiche ich gestern gestanden. Wie hoffnungsfreudig und kampfmutig hatte er seine neue Kompagnie übernommen — er sollte sie nicht mehr zum Siege führen. Ich sehe die Tragbahre mit zwei Sanitätern herankommen, — plötzlich sinkt der eine ohne einen Laut, mitten durch das Herz von einer Fernkugel getroffen, zur Erde. Über den Steinwall, der das Dorf gegen Süden abschließt, pfeift Kugel auf Kugel herüber, wiewohl der Gegner etwa 2000 Meter vor uns liegt. In diesem Feldzuge hat es sich so vielfach gezeigt, daß hinter der eigentlichen Feuerlinie die Verluste bei der ungeheuren Reichweite der Geschosse verhältnismäßig größer waren, als in den vordersten Reihen. Wenn man gesehen und gehört hat, wie die Russen arbeiten, nahm das einen auch nicht wunder. Sie stehen vielfach in den tiefen

Schützengräben, halten die Gewehre in der Richtung gegen den Feind hoch über ihren Köpfen auf den Erdwall gelegt, ohne vom Gegner überhaupt etwas zu sehen, und drücken ab, unter 100 Kugeln, die auf solche Weise blindlings verfeuert werden, findet doch die eine oder andere ein Ziel, namentlich bei dem ungeheuren Massenfeuer, das sie entwickeln. Daher ist auch die Gefahr selbst für solche, die früher, was ihre Stellung und Tätigkeit während eines Gefechtes anlangt, sicher vor den Feindeskugeln waren — wie Ärzte, Sanitätsmannschaften, Feldgeistliche — im jetzigen Kriege des öfteren fast ebenso groß geworden, wie bei den kommandierenden Truppenführern. — Bis zur sinkenden Nacht hatte der Kampf getobt. Erst mit Einbruch der Dunkelheit war das Rollen des heftigen Infanteriefeuers, das Rattern der Maschinengewehre, das Brüllen der schweren Haubitzen verstummt. In einem weit ausgedehnten polnischen Gutsgehöft hatten wir, eng aneinander liegend, auf einer Schütte Stroh am Boden für einige Stunden mehrfach unterbrochene Nachtruhe gefunden. — —

Doch zu allzu tiefsinnigen Betrachtungen war nicht viel Spielraum gegeben, es hieß scharf auf den Boden unter den Hufen achtzugeben. Vollständig glatt, vereist Wege und Straßen — unsere Pferde noch ohne Winterstollen —, an Reiten war bald nicht mehr zu denken, wir saßen ab und führten unsere Tiere am lose um den Arm geschlungenen Zügel. Vorwärts, immer vorwärts ging's stundenlang, größtenteils schweigend, da ein zu lebhafterer Vorbesprechung sich eignendes Kampfziel für unsere K. D. heute nicht in Aussicht stand. Vormarsch gegen den Narewfluß und Sicherung, Deckung des linken Flügels unserer Kampfgruppe war die Losung. Hielt mich darum ganz am Ende der Division, hinter uns nur noch Nachhutschwadronen. Stunde um Stunde verrann, immer mehr lichtete sich das Grau, das auf den endlos sich hinziehenden Flächen lag. Wohl hörten wir schon seit geraumer Zeit erst einzelne Gewehrschüsse links von uns, achteten jedoch nicht weiter darauf, auch als sie sich mehrten und allmählich wie ein Vorpostengeplänkel anhörten. Nach Erreichung eines größeren Hofes, der etwas vom Dorfe O. entfernt lag, kam Befehl zurück: „Handpferde hier halt!" Zunächst ein warmes Frühstück besorgen, denn nüchtern waren die meisten aufgebrochen und nun war's schon über 10 Uhr geworden. Man wies den Handpferden eine mehr geschütztere Stelle an, denn schon ganz bedenklich dicht zischten vor uns aus dem dichten Walde, vor dem das langgestreckte Dorf lag, die Russenkugeln herüber. Ich ließ meinen braven Grauschimmel, der mich seit den ersten Mobilmachungstagen zuerst durch Belgien und Frankreich, bis nahe an Paris heran getragen hatte, hinter unser Haus führen und einstweilen

an den Zaun binden, denn für's erste sollte dann ein Schmied ausfindig gemacht werden, der ihm das eine heute schon auf dem holprigen Gelände verlorene Hufeisen ersetzen und das zweite locker gewordene festhämmern sollte.

Ich trat nun zu den anderen Herren ins Haus, von den polnischen Bewohnern desselben gut aufgenommen. Bald dampfte eine Tasse mit dem russischen Nationalgetränk vor uns, als plötzlich die Türe aufgerissen wird und ein Bursche hereinruft: „Herr Pfarrer, Ihr Pferd!“ Ich sehe durchs Fenster. Richtig! Mein „Hans“ hatte auch hier in Rußland sich immer noch nicht an das Kleinfeuer gewöhnt. Aus Geschützkrachen, selbst in nächster Entfernung, hatte er sich noch nie etwas gemacht. Was er aber nicht leiden mochte, das war das Pfeifen von Flintenkugeln oder gar Maschinengewehrgeknatter. Da mußte er eine feste Hand an der Kandare fühlen, um zum Stehenbleiben veranlaßt zu werden. Die fehlte ihm eben. Es mußte auch an seinem Kopfe eine Kugel vorbeigesaust sein, denn er hatte sich losgerissen und stürmte eben, als ich aus der Tür trat, seinem Instinkte als Herdentier folgend, einer Schwadron der Division nach, die, wie ich sehen konnte, in riesigem Bogen nach rechts abschwenkend, in einen ungeheuren Wald sich verlor. Eben trabte an uns wieder eine Husarenschwadron vorüber und deren Führer, der mir befreundete Rittmeister v. S., rief mir noch lachend über die Schulter zurück: „Seien Sie unbesorgt um Ihren Hunter, Herr Pfarrer, Nachmittag werden Sie ihn wieder haben, ich lasse ihn Ihnen zustellen!“ „Danke verbindlichst, Herr Rittmeister!“ Fort waren sie. Und nie sollte ich sie wiedersehen. Wir bezahlten unsere Zeche und auch die paar Dutzend Enten, die von den Mannschaften im Hofe zusammengefangen worden waren, um als willkommener Braten nach längerer Entbehrungszeit und manchmal „fleischlosen“ Tagen zu dienen. Draußen wird das Geplänkel immer heftiger. Es muß also ein größeres russisches Detachement, durch den Wald gedeckt, gegen das Dorf vorgehen. Vermutung richtig. Noch ist vom Feinde selbst nichts zu sehen. Auf der Anhöhe, an der wir vorübergeritten waren, hält ein einzelner Reiter. Scharf hebt sich seine dunkle Silhouette von der lichtgrauen Wolkenwand ab. Wie eine aus Stein gemeißelte Statue sieht er aus. Was mag er wohl erspähen? Unbeweglich Roß und Reiter, ist der Vedette da oben ein gefährlicher Dienst zugewiesen. Zur nächsten Häuser- und Scheunengruppe, die Verbindung zwischen unserem Einzelgehöft und dem eigentlichen Dorfe bildend, ziehen wir nun vor und übersehen wir nun mit einem Male viel besser unsere Lage. Vor uns breitet sich ein breiter, nicht sehr tiefer langgestreckter Talgrund, von tiefschwarzen, in unendlicher Ferne sich verlierenden Wäldern besäumt, aus. Zu ihm hinunter ein Hohlweg in Schlangenwindung, den vor

uns das ganze Gros der Division passiert hat. Links im Bogen das Dorf, gegen dessen Rand nun schon mehrere abgesessene Schwadronen im Fußgefecht vorgehen, um ihn zu besetzen. Den Karabiner schußfertig gefällt stürmen sie über die glatte mit mäßiger Schneedecke verhüllte Fläche unter ihnen weg. Ein gefrorener Teich ist's, und mancher wackerer Reiter gleitet mit seinen schweren Stiefeln aus und purzelt. Aber auf und vorwärts! Drunten hält, ich kann es durchs Glas genau erkennen, vielleicht 1 Kilometer entfernt, die Schwadron mit meinem eingefangenen Pferd. Also hinunter und mir das teure Tier selbst wieder geholt, ist mein Entschluß. Ich eile den Hohlweg hinab, wo aber die Straße wieder freies Feld erreicht, da pfeifen die Kugeln schon so dicht über mich weg, daß ich es, um mein Leben nicht unnützerweise wegen eines Tieres aufs Spiel zu setzen, vorziehe, schleunigst kehrtzumachen. Sind ja oben noch Handpferde genug. Zurück zur Höhe. Wie das Feuer mit einem Male jetzt lebhaft wird! Endlich oben, wiewohl kaum 10 Minuten verstrichen waren. Was ist das? Niemand mehr hier. Alles jagt dort weit, weit links zurück, alle Handpferde, meine Herren Begleiter, kaum sehe ich sie noch verschwinden. Aber schon wird mir ein anderer Anblick. Zwei verwundete Jäger zu Pferde wanken daher, ich bedeute ihnen durch Zeichen, sich mehr links hinter die Häusergruppe zu halten und die große Scheune unseres Hofes aufzusuchen, in der ich ein bespanntes Bauernfuhrwerk mit zwei Pferden bemerkte, dort würde ich sie verbinden, falls sie es selbst nicht fertigbringen. Mich dauern die armen braven Jungen.

Noch winkt auch mir eine letzte Gelegenheit zu entkommen. Unsere Artillerie jagt eben vorüber, den Hohlweg hinab, um dann in scharfer Kurve um den Berg herum abzubiegen und der Division parallel im Walde zu verschwinden. Einen Augenblick durchzuckt mich der Gedanke: Jetzt nur rasch auf die Protze eines Geschützes geschwungen und du bist gerettet. —

Allein die da drüben? — verbluten vielleicht inzwischen! Nein — zu Überlegungen ist jetzt keine Zeit, erst die Pflicht, erst die Forderung der gebietenden Notwendigkeit erfüllt! — Im Wohnhause, das uns eben gastliche Stätte war, alles weg! Die Bewohner, als ob sie plötzlich die Erde verschluckt hätte. Auf dem Hofe watscheln nun noch die letzten drei Enten ängstlich umher, die den requirierenden Augen der Reiter entgangen waren. Nur 60 bis 80 Schritte trennen das Wohnhaus von der Scheune, aber der Zwischenraum liegt jetzt derart unter dem Feuer der immer mehr sich nähernden Russen, daß ich heute noch nicht weiß, wie ich ihn lebend passieren konnte. Hatte man in mir im flatternden hellgrauen Mantel schon einen Offizier erspäht zu haben geglaubt? Es prasselt jetzt nur so über und neben

mir, ich ducke mich zeitweilig mit dem Wassergefäß, das ich mir noch schnell im Hause geholt, am Zaun entlang nieder, ein langes Holzstück, durch eine Kugel abgesplittert, dringt durch den Mantel, wieder auf! vorwärts! Ein kurzer Schlag gegen die derbe Gamasche am rechten Fuß! Ein leichter Streifschuß, der nur die Haut am Schienbein etwas aufritzt, weiter nichts — — Gottlob, jetzt ist die schützende Scheune erreicht! Drüben wankt aber auch schon durchs offenstehende andere Tor mein erster Verwundeter herein. Ich reiße Strohgarben herunter und bereite ihm ein Lager und verbinde ihn, „der andere," sagt er, „habe sich selbst verbinden können und sei zurückgelaufen". Mein Patient hat große Schmerzen. Er hat, wie ich, außer toten, noch keine Russen gesehen. Und wie nahe müssen sie schon sein! Wohl schon hinter unserm Gehöft, denn das Gewehrfeuer dringt jetzt schon so gellend an unsere Ohren, daß kein Zweifel mehr bestehen kann, sie müssen bald da sein. Der Verwundete stöhnt: „Wenn sie uns aber umbringen?" „Nur stille," flüstere ich ihm zu, „stellen Sie sich ohnmächtig, einem Schwerverwundeten und mir mit dem roten Kreuze werden sie wohl nichts tun." Da — was sehe ich? Ein Moment, den ich im Leben nie vergessen werde! — — Am Rande des Scheunentores taucht eine graue sibirische Wollmütze auf, zwei stechende Augen unter buschigen Brauen lugen vorsichtig um die Ecke. Kaum haben meine Augen ihn erspäht, da verschwindet der Kopf wie der Blitz, aber fast im gleichen Augenblick ein lauter Kommandoruf draußen und — durch beide Scheunentore stürzen mit angelegtem Gewehr und gefälltem Bajonett je sechs wild aussehende Kerle herein. Ich hebe die Hand hoch und — des Russischen wie Polnischen nicht mächtig — wir waren ja erst vor acht Tagen aus dem Westen kommend, auf russischem Boden —, rufe, auf den Schwerverwundeten und auf das rote Kreuz an meinem Arme deutend, „Nicht schießen, Doktor!" Das verstehen sie. Die Gewehre senken sich, dann aber fallen sie unter dem Rufe: Wotka, Papyrozzi njet? über uns her und plündern uns vollständig aus. Die Uhr, als Armband getragen, entdecken sie nicht, denn der Ärmel des schwarzen Gummimantels, am Handgelenk enge abgeschnürt, verbirgt sie. Das Geldtäschchen stak in der Rockschoßtasche rückwärts, eine solche kennen die Russen nicht. Mit Ausnahme einiger Briefe und Karten, für die Plünderer wertlos, fällt ihnen alles, was ich bei mir habe, Fernglas, Apotheke, Kreuz, Thermosflasche usw. als Beute anheim. Zum Glück führe ich keinerlei Waffe mit.

Zum ersten Verwundeten gesellen sich bald mehrere, auch Russen suchen schon das rettende und schützende Obdach auf. Jedoch, unsere sibirischen Konvois lassen uns nicht mehr aus den Augen. Ich sehe durch die Scheunentore hinaus. Da entwickeln sie sich rechts und

links in langen Schützenlinien. Frei, ohne Deckung, den lautgeschrieenen Kommandorufen blindlings folgend, gehen sie wie Jäger auf der Treibjagd vor, schießen oft im Avancieren, legen sich auf die hartgefrorenen Schollen der Äcker nieder, dann wieder mit: „Sprung auf! Vorwärts!“ geht's weiter. Die Salven krachen in immer schnellerer Aufeinanderfolge, bläulicher Pulverdunst zieht durch die Tore herein. Mit einem Male ein Zischen und Heulen durch die Luft, ein fürchterlicher Schlag, daß alles um uns zittert, ich sehe hinaus — — da hat ein Volltreffer einer Granate ein Riesenloch in die Giebelwand des Hauses gerissen, aus dem es rauchend emporquillt. Mein Gott! Ist's möglich? Der Richtung nach, aus welcher der Schuß kam, kann die Artillerie der Russen nicht in Frage kommen, die führten auch keine mit sich — also von unseren eigenen Leuten werden wir beschossen! Welch ein Gefühl! Die Augenblicke und Stunden, die jetzt für uns anbrechen, bedeuten Höllenqualen. Endlich erscheint ein Arzt unserer Division. Eine traurige Last schleppt er und ein Ulan von seinem Regiment herein. Den jungen Helden bringen sie, den wir noch so kurz vorher als Vedette auf seinem gefährlichen Posten hatten ausharren sehen. Ein junger Fähnrich v. M. ist es, mit schwerem Schuß durch die Leber. Da ist nicht mehr viel zu hoffen. Das Bild, das sich jetzt meinen Augen darbietet, ist von solch ergreifender Wirkung, daß mir Tränen die Augen trüben. Seines eigenen Lebens nicht achtend, war Dr. S. übers Blachfeld gesprengt, als er den jungen Freund, seinen liebsten, vom Pferde hatte fallen sehen und unter Todesgefahr inmitten des heftigen Kreuzfeuers hatten sie ihn zu uns hereingebracht.

Ein herzergreifenderes Bild rührender Freundestreue sah ich nie. Wie der wackere Arzt sich seines Mantels entledigte, um den Armen damit zu decken, sich an ihn schmiegte, um von seiner eigenen Körperwärme dem allmählich Erstarrenden mitzuteilen, wie liebevoll er sich über ihn beugte, lindernde tröstende Worte ins Ohr flüsterte. Ich empfahl seine Seele dem Schöpfer; bald hatte der Brave ausgelitten — wir sprachen ein stilles Gebet. — Vorbei! Förmlich gebrochen durch den jähen Verlust seines liebsten Freundes blieb mein guter Doktor vollständig unzugänglich jedem Worte, alles um ihn ließ ihn völlig gleichgültig. In stummer, ja stumpfer Resignation erwartete auch ich jetzt nichts anderes mehr, als daß wir in kurzem das Los unseres toten Kameraden teilen würden, denn nun schlugen dicht um uns in ununterbrochener Folge die Geschosse unserer Artillerie herein. Wir konnten in unheimlicher Nähe das Platzen der Schrapnells beobachten, die verderbenspeiende Ladung derselben in die anstürmenden Russenreihen prasseln hören, so manche Weißmütze aufs Nimmerwiederaufstehen zur Erde sich hinstrecken sehen. Eine

zweite, dicht neben der ersten einschlagende Granate hatte sich noch den Hof als Ziel gewählt, dann entfernte sich wenigstens diese Gefahr etwas von uns, denn bei so wohlgezieltem Artilleriefeuer wagten nun die Russen doch nicht mehr, sich den Hof als Stützpunkt zu wählen. Aber gleichwohl blieb die Gefahr für uns unvermindert bestehen. Hätte wohl unsere Artillerie auf das kleine Häuflein verwundeter Deutscher und zwei Samariter, die sich in der Scheune befanden, Rücksicht nehmen sollen, wenn sie durch wirksames Feuer vielleicht Hunderte von Russen gleichzeitig vernichten konnte? Blieb es denn ausgeschlossen, daß nicht neue Scharen Russen nachkamen?

All diese fürchterlichen Erwägungen, viel rascher sich in all ihren Möglichkeiten durch das Gehirn jagend, als es hier gesagt und gelesen werden kann, ließen wenig Hoffnung auf ein glückliches Entrinnen aus dieser entsetzlichen Lage übrig. Längst hatte ich mein und unser aller Leben dem Lenker der Schlachten anempfohlen, denn wenn eine der nächsten Granaten in die Scheune hereinschlug und uns alle zerfetzte und verbrannte?! Aber mit dem Bewußtsein unentrinnbarer Gefahr geht Hand in Hand stetig wachsende Todesverachtung, der Mut wird zum Todesmut in bewußter Weise, und als solcher befähigt er, das lernte ich damals kennen, unbeirrt und unbekümmert schließlich gegen alles, was um einen vorgeht, weiter zu arbeiten.

Man bringt uns jetzt einen schwer am Unterleib verletzten jungen russischen Offizier herein. Wir verbinden auch ihn, während er, anscheinend doch nicht übermäßige Schmerzen fühlend, kaltlächelnd eine Zigarette in Brand steckte.

Was mag sich in dem kleinen Russengehirn während der Ruhe auf dem Lager, das wir ihm bereitet hatten, ausgebrütet haben, da der nämliche Herr, dem wir als Arzt und Geistlicher bekannt sein mußten, ehe er sich auf dem Gefährt, das in der Scheune stand, wegfahren ließ, den Befehl gab, alles, was sich in der Scheune an Deutschen befinde, sei als kriegsgefangen wegzuführen, auch der Arzt und Geistliche?!

Wir erfuhren es durch einen etwas Deutsch sprechenden jüdischen Soldaten. Das war also sein Dank für das an ihm vollzogene Samariterwerk! —

Zum Glück mangelt es uns nicht an Verbandmaterial, denn dem Dr. S. war sein Sanitäts-Unteroffizier mit dem Packpferd gefolgt. Dieses stand an der Scheune angebunden.

Als ich einmal hinausging, um frisches Verbandzeug zu holen, höre ich ein sonderbares Plätschern. Dessen Ursache hatte ich sehr bald entdeckt. Das arme Tier hatte einen Schuß durch den Hals

erhalten, der die Schlagader geöffnet. In hohem Bogen ergoß sich das Blut; mit Hilfe eines rasch herbeigerufenen russischen Soldaten verband ich die Wunde durch aufgelegte Kompressen, so gut es gehen wollte, ließ dem Tier die zentnerschweren Packen abnehmen und in die Scheune tragen.

Wir setzten unsere Tätigkeit fort, bis es dämmerte. Mit Einbruch der Dunkelheit hörte das Schießen auf. Ein weiteres Vordringen der Russen und die Gefährdung unserer Division war verhindert. Uns aber holte niemand mehr heraus, wir blieben preisgegeben.

Zitternd vor Frost und halb erstarrt sehe ich zum Dorfe hinaus. Aus einem Kamin der nächsten Häusergruppe steigt noch der wärmeverheißende Rauch in die Luft. Dorthin ziehen wir nun und legen in dem allerdings schmutzigen, armseligen Raum noch die letzten Verbände an. Nochmals werden wir nach Waffen gründlich untersucht, dann kündigt man uns an, daß wir Kriegsgefangene seien und alle jetzt weggeführt würden. Vergeblich berufe ich mich auf die Genfer Konvention, vergeblich protestieren wir gegen ein Fortführen der Schwerverwundeten, namentlich der mit Bauchschüssen, die unbedingt ruhig liegen bleiben müßten, verlangen, bei den Schwerverwundeten zurückgelassen zu werden und unsere Gefallenen beerdigen zu dürfen. Nichts hilft, wir müssen zusehen, wie man die Ärmsten auf zweirädrige Wagen packt, auf holprigen Feldwegen geht's in die stockdunkle Nacht hinein, wir müssen zu Fuß hinter den Wagen dreinmarschieren, auf denen die unglücklichen Opfer des Gefechtes unter wahnsinnigen Qualen sich winden, brüllend vor Schmerz um eine Kugel flehen, die sie von ihren Leiden erlöse. Nach zwei Stunden erst wird der russische Verbandplatz erreicht.

Dort werden die Schwerverwundeten abgegeben, soweit sie noch am Leben sind. Wir werden in ein niederes, verräuchertes Zimmer geführt, voll von Menschen.

Ein russischer Arzt, mit dem ich französisch spreche, erklärt uns auf meinen neuerlichen Protest gegen unsere völkerrechtswidrige Gefangennahme und mein Verlangen, doch zum Regiments- oder Brigadestab geführt zu werden, wir würden in Makow, wohin wir zunächst gebracht werden sollten, schon einen Stab finden. Der ebenfalls anwesende russische Pope, auf dem Bettrande sitzend und mich fortwährend höhnisch musternd, meint: „Sie werden nach Sibirien geschickt werden!" Ein schönes Trostwort eines Kollegen. Von Ekel erfüllt in der übelriechenden engen Stube, lehne ich, wiewohl erschöpft von der Tagesarbeit und hungrig, selbst den Tee ab, der uns angeboten wird. Nun geht's wieder in die Nacht hinaus, die über den endlosen polnischen Ebenen und Wäldern brütet. Schwei-

gend marschieren wir ins Dunkle hinein. Kein Stern am Himmel, die Wegespur kaum sichtbar. Da — dröhnende Schritte einer allem Anschein nach größeren Infanterietruppe vor uns. Ein Bataillon Sibirier, das wahrscheinlich als Reserve ins Gefecht nachrücken sollte, marschiert müden Schrittes an uns vorüber. Wieder Stille. — Nachts 11 Uhr wird ein einsamer polnischer Gutshof, von Kosaken bewacht und besetzt, erreicht. Der Besitzer, ein noch junger, gebildeter Mann in langem, kaftanartigem Rock, bewirtet uns mit Tee, den ich nun nicht verschmähe, einem Stück Brot und Speck. Der Wirt erzählt uns in geläufigem Deutsch, daß er nunmehr auch sehr bald einrücken müsse und läßt ab und zu durchblicken, daß seine Sympathie für Rußland nicht gerade die größte sei. Es geht weiter, und nach einigen beschwerlichen Marschstunden glänzen endlich hinter einer Waldecke die Bahnhofslichter von Makow. Man führt uns durch das in tiefster Ruhe liegende Städtchen zum Gefängnis. Ein Uhr nachts ist schon vorüber, und wir sollen nun, nachdem man unsere Personalien aufgenommen, was der aus dem Schlafe geweckte Gefängnisaufseher nur fluchend und brummend fertigbringt, hier auf dem Pflaster des Korridors zwischen den Verbrecherzellen, da diese schon sämtlich besetzt sind, nächtigen. Das lehnen wir natürlich unter dem Hinweis auf unsern Stand und Beruf ab, und endlich, nach längerem Warten, bequemt man sich dazu, uns in das Kriegsgerichtsgebäude zu führen.

Dort strecke ich mich, todmüde, auf der Anklagebank zum Schlafen aus, Dr. S. legt sich auf dem Richterpodium nieder. Gut bewacht sind wir beide, denn vor den Gerichtsschranken haben unsere drei Posten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett Platz genommen. Eine neue Untersuchung befürchtend, hatte ich während des Weges schon unter dem Umhang aus meinem Portemonnaie die Goldstücke eines nach dem andern herausgeholt und in dem Verbandpäckchen, dem letzten, das ich noch mitführte, zwischen der Mullgaze verborgen. Früh schon müssen wir heraus, an einen Imbiß ist nicht zu denken. Auf dem Marktplatz ist eine russische Kompagnie zum Morgenappell versammelt. Vor ihr werden wir in Reih' und Glied aufgestellt, wiederholt abgezählt und fort geht's wieder. Auf einem niedrigen Bauerngefährt, einem sogenannten Leiterwagen, den man für uns bereitgestellt hatte, Platz zu nehmen, verzichten wir lieber, um einige Fußkranke und Verwundete dafür aufsitzen zu lassen. Wir ziehen vor, zu laufen, um uns bei der grimmigen, ungewohnten Kälte etwas zu erwärmen. Dem winzigen Kompaß nach, den Dr. S. noch besitzt und der wiederholt zu Rate gezogen wird, marschieren wir in südlicher Richtung, dem Fluß Narew zu. Unterwegs gesellt sich ein russischer Arzt zu uns, der mich sogar einlädt, auf seinem

Einspännerwägelchen, das er selbst kutschiert, eine Strecke weit Platz zu nehmen. Dicht daran hält sich bald der unseren Transport von Makow aus begleitende Etappen-Kommandant, ein Kosak in schwarzsammetner Phantasieuniform. Er nimmt an unserer in französischer Sprache geführten Unterhaltung, wohl um sich nicht in den Verdacht zu setzen, ein ungebildeter Mensch zu sein, dadurch teil, daß er häufig das zuletzt gehörte Wort, natürlich vollständig falsch gehört und ausgesprochen, wiederholt. — Endlich, am Spätnachmittag, ist der befestigte Ort Pultusk erreicht. Wieder Zusammenstellung und Abzählung. Die uns angebotene Suppe mit Holzlöffel ist kaum zu genießen. Als Quartier wird uns beiden ein vollständig leeres Zimmer in einem ausgeräumten Hause der Stadt angewiesen, auf dem blanken Fußboden sollten wir schlafen.

Erneuten Protesten und einem entsprechenden Backschisch an unseren Wacheführer verdanken wir, daß wir in dem Hause eines Juden ein Zimmer, mit zwei Betten sogar und Waschgelegenheit, erhielten und außerdem für mich die Erlaubnis, natürlich unter militärischer Bedeckung, die notwendigsten Einkäufe für ein Abendbrot und einige Besorgungen in der Apotheke, wo ich notgedrungen mein erstes Goldstück wechseln lassen mußte, zu machen. Ein russischer Artillerieoffizier kommt in den Laden und sagt mir auf den Kopf zu, daß ich zu der und der Division gehöre und wollte noch gerne „mehr" wissen. Ich tat, als verstände ich ihn nicht, ich sei kein Offizier und wisse über nichts Bescheid, als über meinen eigensten Dienst. Inzwischen hatte sich eine ungeheure Menschenmenge vor dem Laden angesammelt. Alles war neugierig, einen gefangenen Deutschen aus der Nähe zu sehen. Die Menge verhielt sich übrigens ruhig, zeigte keinerlei feindselige Gesinnung. Da lernte ich zum ersten Male die Macht der russischen Polizei kennen. Denn ein russischer Gendarm, der mittlerweile hinzugekommen war und vor der Ladentüre Posto gefaßt hatte, schlug bei meinem Heraustreten unbarmherzig mit seiner Nagaika auf die Menge ein, wohin er traf war ihm völlig gleichgültig, und bahnte mir und meinen zwei Begleitern den Weg. Am andern Morgen, es war Sonntag, kam ein Gymnasiast, das Söhnchen eines höheren russischen Beamten, uns zu besuchen und erbot sich sogar, Briefe für uns zu besorgen. Unterwegs schon hatte ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welchem Wege ich wohl am schnellsten eine Nachricht nach Hause senden könnte, um das ungeahnte Mißgeschick meiner Gefangennahme zu melden. Daß unsere Division davon verständigt sei, war mir nicht zweifelhaft, wenn es dem Sanitäts-Unteroffizier, der das Packpferd gebracht hatte, und den ersten Verwundeten auf dem Schlachtfeld gelungen war zu entkommen und die Division zu erreichen. Da

schrieb ich denn, mir davon das meiste versprechend, einige Zeilen an eine befreundete Familie in Holland. Aber dieser Brief ist niemals angekommen.

Wieder ging es weiter zu Fuß nach Roschan, einem, wie es schien, gut befestigten Platz am Narew. Hier wurden wir in das verlassene Postlokal gebracht und sollten in den ausgeräumten Aktenstellagen an der Wand schlafen. Das schien uns in Anbetracht der herrschenden Kälte, da man weder Stroh noch Decken gab, doch nicht rätlich, und ich machte abermals einen Bestechungsversuch beim „Starschi". Es war dies aber der einzige, der völlig mißlang. Denn als ich dem Herrn in nicht mißzuverstehender Weise zu erkennen gab, daß ich ihm einen Extra-Rubel spendieren wolle, wenn er uns ein entsprechenderes, wärmeres Unterkommen verschaffen wolle, da zog der gutmütige Mann, in der Meinung, ich wollte von ihm einen Rubel haben, einen solchen aus der Tasche und gab ihn mir. Gleichwohl ließ er im nämlichen Hause eine geheizte Stube für uns räumen, auch reichlich Stroh aufschütten und dort träumten wir dem Morgen entgegen, ganz erstaunt, unser Lager beim Erwachen von verschiedenen herbeigeeilten Starschis mit ihren festlich gekleideten Frauchen umstellt zu sehen, die uns neugierig musterten und kichernd allerlei Bemerkungen unter sich austauschten. Ich händigte nun dem Starschi zwei Rubel aus, in der Hoffnung, er würde nunmehr doch verstehen, daß ich ihm als Anerkennung für das Nachtlager einen schenken wolle, allein er schob nur den seinen in die Tasche, den anderen gab er mir zurück. Nach einem guten Frühstück setzte man uns wieder in Marsch. Die starken Befestigungsanlagen mit Kasernen hindurch ging's einen steilen Hohlweg hinunter, über die Brücke und bald nahm uns ein langer, dichter Wald auf. Eine kurze Strecke ritt an unserer Seite ein russischer Arzt, der uns ebenfalls in geläufigem Deutsch, denn er hatte in Deutschland studiert, die Neuigkeit meldete, daß wir alle nach Sibirien gebracht würden. „Dort sei es aber recht schön," meinte er, „und Mangel würden wir nicht zu leiden haben." Das stimmte nicht so ganz, wie wir später hören werden. Hier auf dem Marsche die große Landstraße entlang fiel mir, wie schon früher, das eigenartige Bewachungssystem der Land-Fernleitungen auf. Von Zeit zu Zeit konnte man kleine Hütten oder auch nur Wachfeuer an der Straße erblicken, an denen die Telegraphenwächter oder meistens -wächterinnen saßen, die wahrscheinlich von Zeit zu Zeit etwaige Störungen in der Leitung zu kontrollieren hatten.

Der Kompaß zeigte eine ausgesprochen nördliche Richtung, in der wir marschierten. Was war das? Am Spätnachmittag waren wir darüber aufgeklärt. Wir hatten endlich die Eisenbahnstation

Pacike an der Linie, die von Ostrolenka nach Warschau führt, erreicht. Dort sollten wir nach Warschau einparkiert werden. Unser Transport hatte sich an allen Etappenstationen um einige Mann vergrößert. Schon als wir den ungeheuren schweigenden Winterwald passierten, hatte mancher von uns in leise geführter Unterhaltung davon gesprochen, daß, wenn nicht fast alle verwundet oder fußkrank gewesen wären, es keine Unmöglichkeit gewesen wäre, sich der Begleitmannschaft zu entledigen und durch den Wald zu entkommen. So blieb's natürlich beim Wunsch. In Pacike sollten unsere Verwundeten zum erstenmale nach 3—4 Tagen, verbunden werden. Der Raum jedoch, wo das geschah, der russische Feldscher, der es zu besorgen hatte, waren so unbeschreiblich schmutzig, die Art und Weise, wie der Mann arbeitete, indem er, statt frisches Verbandzeug zu nehmen, einfach das gebrauchte umwendete und es wieder dem nächsten anlegte, dermaßen jeder Hygiene hohnsprechend, daß Dr. S. und ich unserer Empörung darüber unverhohlen Luft machten.

Sollten wir derartiges noch öfter erleben müssen? Unsere einzige und letzte Hoffnung setzten wir auf Warschau. Dort würden wir ja wohl sicher endlich einem höheren Stabe zugeführt werden, was bis jetzt ja noch nicht geschehen war, und konnten uns der Hoffnung hingeben, nach vier Wochen, wie es die völkerrechtlichen Abmachungen hinsichtlich des Sanitätspersonals verlangten, die Freiheit wieder erlangen. Darum nur Geduld!

Allein auch diese letzte Hoffnung sollte sich als trügerisch erweisen. Kaum hatten wir Warschau erreicht, wurden wir vom Bahnhof aus unserm Abteil dritter Klasse langsamsten Schrittes durch die halbe Stadt geführt, um möglichst vielen Menschen ein Schauspiel zu bieten, und zu einem recht üblen Gefängnis gebracht.

Dort miserable Unterkunft, schlechte Kost, kaum eine Waschgelegenheit, strengste Überwachung, impertinente Behandlung. Selbst an einen hier nicht näher zu bezeichnenden Ort begleiteten uns zwei Wachposten, und wir mußten es dulden, daß sich die Kerle dort dicht an einen heranstellten. Unerhört schmachvolles Vorgehen gegen Ärzte und Geistliche. Von Ekel förmlich gewürgt, mußte man den von Schmutz und Exkrementen starrenden Ort, im Vergleich mit welchem hierzulande noch jeder Tierstall sauberer zu nennen ist, betreten. Auf tieferer Kulturstufe kann kaum ein Volk stehen als die Russen. Die gemeinen Soldaten freilich fanden schließlich nichts dabei, sie ahnen ja vielfach nicht, daß sie inzwischen die ausführenden Organe absichtlich ausgedachter, die verhaßten Deutschen auf alle mögliche Weise quälender, empörender Schikanen sind; blindlings vollziehen sie einfach jeden gegebenen Befehl.

Und nun das Verhör!

Eingeleitet wurde es durch eine gründliche Leibesvisitation. Alles, was wir außer den Kleidern noch bei uns trugen, mußten wir abliefern. Besonders scharf war man auch auf Verbandzeug jeglicher Art. Also wanderte auch das Verbandpäckchen mit meinem Gelde und mein belgisch-französisches Tagebuch auf den Untersuchungstisch. Schon lagen eine Menge Gegenstände auf demselben, da mittlerweile noch drei gefangene deutsche Offiziere zu uns hereingebracht worden waren. Da unser Großinquisitor ein ganz besonderes Wohlgefallen an einigen französischen Postkarten, die ich mitgebracht hatte, zur Schau trug, ja sich eine davon sogar geschenkweise erbat, hielt ich ihm dieselben mit erläuternden Anmerkungen dazu so dicht unter die Nase und lenkte dessen Aufmerksamkeit so sehr auf die Darstellungen der Karten, daß er es nicht merkte, wie ich mein Tagebuch und das ominöse Verbandpäckchen mit der andern Hand heimlich vom Tische weg wieder in meiner hinteren Rocktasche verschwinden ließ. So, dies hätten wir glücklich ihren Räuberhänden entrissen! — So völkerrechtswidrig nämlich schon meine Gefangennahme war, so wenig Recht stand ihnen auch an meinem Hab' und Eigentum zu. Ich nahm mir nur, was mein war und blieb.

Auf die mancherlei gestellten Fragen rein militärischen Charakters blieben wir natürlich die Antwort schuldig.

Als ich nun persönlich nochmal unter dem Hinweis auf die Bestimmungen der Genfer Konvention und die internationalen Abmachungen verlangte, einem Stabe vorgeführt zu werden und gegen eine längere Zurückhaltung in Gefangenschaft energisch Protest einlegte, wurde mir zur Antwort: „Ach was, Genfer Konvention, Verträge! Sie tragen Uniform wie Offizier, Sie tragen Eisernes Kreuz, Sie haben gegen uns also gekämpft, Sie sind Deutscher, Sie kommen nach Sibirien!" Damit war allen Einwendungen, wie: daß auch Ärzten und Geistlichen durch die Kabinettsorder Kaiser Wilhelms vom 6. August 1914 das Eiserne Kreuz für Dienste an Verwundeten usw. verliehen werden könne, daß ich niemals eine Waffe getragen, immer wieder die Spitze abgebrochen. Nun wußten wir es, ein Zurück, eine Rettung gab es für uns nicht mehr. Schicksal, schreite deinen Weg!

So verfuhr man Trägern des Roten Kreuzes gegenüber, die im besten Glauben und Vertrauen auf ihre Immunität durch den Schutz der Genfer Konvention ihrer Pflicht bis zum letzten Augenblicke auf dem Schlachtfelde nachgekommen waren, die sich, ohne einen Unterschied zu machen zwischen Freund und Feind, aller Verwundeten mit gleicher Sorgfalt

angenommen, ihre Wunden verbunden und sie vom Tode durch Verbluten gerettet hatten. So sahen sie ihre oft unter den größten Schwierigkeiten, unter eigener, persönlicher Lebensgefahr und unsagbaren Entbehrungen geleisteten Samariterdienste durch ein Volk, das für die „Kultur“ zu kämpfen vorgibt, damit belohnt, daß man sie, nicht etwa notgedrungen, für einige Zeit noch zurückbehält, um sich ihrer weiter zu bedienen, um auf eine passende Gelegenheit zu deren Austausch und Rücksendung zu warten, nein — sondern daß man sie wie gemeine Verbrecher in die schmutzigsten Gefängnisse sperrte, auf Schritt und Tritt überwachen, ausplündern ließ und endlich inmitten des strengsten Winters auf wochenlangem qualvollen Eisenbahntransport nach Sibirien schickte. Zum Verständnis der geneigten Leser möge hier kurz hingewiesen sein auf die ausdrücklichen Sonderbestimmungen für das Sanitätspersonal, welche die II. Genfer Konvention von 1906 enthält.

„Nach ihr sollen das ausschließlich zur Bergung, zur Beförderung und zur Behandlung von Verwundeten und Kranken, sowie zur Verwaltung von Sanitätsformationen und -anstalten bestimmte Personal und die den Heeren beigegebenen Feldprediger unter allen Umständen geachtet und geschützt werden; wenn sie in die Hände des Feindes fallen, dürfen sie nicht als Kriegsgefangene behandelt werden. Das gleiche gilt für die zugehörige Bedeckungsmannschaft. All diese müssen, sobald sie medizinisch entbehrlich sind, zu solcher Zeit und auf solchem Wege, wie sich mit den militärischen Erfordernissen vereinbaren läßt, zu ihrem Heere oder in ihre Heimat zurückgeschickt werden.“

Und nun vergleiche man damit die Behandlung, die uns zuteil wurde! — — —

Zwei fürchterliche Tage folgten nunmehr in dem schmutzstarrenden Arrestlokal für uns. Durch die vergitterten Fenster mußten wir mitansehen, wie von früh vier Uhr bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen Regiment an Regiment mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel an uns vorbeizog, von der Bahn durch die Stadt zum Kriegsschauplatz. Damals hätte keiner von uns geglaubt, daß Warschau, ehe acht Monate vergingen, in unserem Besitz sein würde, daß von all diesen Legionen nichts übrig bleiben würde. Diese unermeßlichen Heere habt ihr, heldenhafte Söhne Deutschlands, in-

zwischen alle niedergerungen, während wir ohnmächtig in harter Kriegsgefangenschaft in Sibirien schmachteten. Heißer Dank sei euch gezollt dafür, daß ihr eure gefangenen Brüder an all den Stätten, die ihnen zur Schmach wurden, so bald, so glänzend, so glorreich gerächt habt!

Zweiter Teil.

Die Fahrt durchs europäische Rußland. — Not eint. — Unsere Reisegesellschaft. — Besuch. — Russische Eindrücke. — Unsere Wächter. — Das Transport-Elend unter den Mannschaften. — Über die Wolga. — Stimmungsbilder. — Durch den Ural.

Während der Nacht zum 1. Dezember mußten wir aufbrechen und wurden wiederum langsamsten Schrittes, damit die gaffende Volksmenge auf den Bürgersteigen sich des Vollgenusses einer gründlichen Musterung der Kriegsgefangenen erfreuen konnte, zu einem Bahnhof geführt. Stundenlang warteten wir dort auf den Abtransport. Zum Glücke war milderes Wetter eingetreten. Nachts ein Uhr setzte sich unser Zug in Bewegung — Richtung Moskau! Lebt wohl, vielleicht für immer — deutsche Gaue, und all ihr Lieben daheim, noch ohne Ahnung von dem traurigen Los, das uns bevorsteht. Sibirien! All die Erinnerungen an die Eindrücke wurden wach, die man in den Jugendtagen bei der Lektüre der fürchterlichen Erlebnisse dorthin Verbannter in sich aufgenommen hatte — — — Vielleicht war's auch nur ein Schreckgespenst, das man uns da hatte vormalen wollen! Genug, als echte Deutsche, die es gelernt hatten, „nichts zu fürchten auf der Welt als Gott" — ergaben wir uns sehr bald in unser Schicksal. So schlimm war es zu Anfang gar nicht einmal um uns bestellt. Der freundliche Stationskommandant von Warschau, zu den wenigen weißen Raben zählend unter seinesgleichen, hatte uns deutschen Offizieren sogar ein richtiges Personen-Abteil zur Verfügung gestellt, man behandelt uns, soweit dies russische Zustände überhaupt zulassen, freundlich und entgegenkommend. Man erlaubt uns sogar, auf der Fahrt nach Moskau einmal auszusteigen und warmes Abendessen einzunehmen. Als Dolmetscherin diente uns dort im Wartesaal ein 13jähriges Mädchen, gewandt deutsch, polnisch und russisch sprechend, das seiner Aussage nach beider Eltern beraubt war, die man einfach weggeführt hatte, und mit einer verheirateten Schwester zusammen die Reise machte. Wir versorgen uns mit allerhand Proviant, was man ohne weiteres gestattet, da man es anscheinend gerne sieht, daß der Kriegsgefangene sein Geld im Lande läßt. Das Geld! Heute be-

kamen wir nämlich die erste Kriegsgefangenenlöhnung, bestehend aus 1 Rubel 50 Kopeken. Das soll von nun an täglich bezahlt werden. Wir kommen uns schon reich vor. Den jüngsten Leutnant ernennen wir zum Verpflegungsoffizier, der mit dieser Summe unsere täglichen Reisebedürfnisse zu bestreiten hat.

Das Unglück eint die Menschen bald. Rasch haben auch wir uns trotz beträchtlichen Unterschiedes des Alters, Standes und der Konfession zueinander gefunden. In der Dämmerstunde erschallen deutsche Volks-, Studenten-, Soldatenlieder durch unser Abteil, unterbrochen durch meisterhaft vorgetragene Sologesänge unseres „Jüngsten", der über eine ebenso geschulte prächtige Stimme, wie über einen unglaublich reichen Lieder- und Arienschatz älterer und neuerer Musik verfügt. Neugierig lauschen die russischen Soldaten, von Natur aus musikliebend, unseren Gesängen. Schwänke und Späße werden erzählt, Soldaten- und Kriegserinnerungen werden ausgetauscht, jeder sucht der Lage, in der er sich befindet, die angenehmste Seite abzugewinnen. Wir trösten uns immer wieder mit dem Geschick, das so viele unserer Landsleute getroffen. Vorgestern, erzählte man uns, seien kurz vor unserem Eintreffen schon 32 deutsche Offiziere, darunter ein Geistlicher und ein sehr großer Kürassieroffizier von Warschau wegtransportiert worden. Ob es stimmte? Ob ich sie kannte? Uns keinesfalls „unterkriegen" zu lassen, blieb unsere Losung. Im großen und ganzen klagte auch niemand von uns mehr über sein Geschick. Welche qualvollen Stunden waren doch meiner Gefangennahme vorausgegangen! Wie leicht hätte eine der zahllosen über mich hinzischenden Kugeln meinem Leben ein Ende machen können oder, was weit schlimmer, fürs ganze Leben zum Krüppel schießen können! So ähnlich denkt wohl auch unser Hauptmann, unser Offizier der Landwehr, der mit zerschossenem Oberarm zwei Tage noch im Winterwalde bei grimmiger Kälte umhergekrochen war, dann von Kosaken gefunden, mitleidlos vorwärtsgetrieben, ja sogar mit der Peitsche bearbeitet worden war. So auch unser Sänger, der jetzt noch kaum aus seinem arg angeschwollenen Auge blinzeln konnte, da er im Nachtgefecht einen wuchtigen Kolbenhieb über den Kopf erhalten hatte und nur dem schützenden Helm sein Leben verdankte. Allmählich taute auch mein Dokterle wieder auf, dem das gleiche Geschick wie mir bevorgestanden hatte. —

Zu unserer großen Enttäuschung erfahren wir am 3. Dezember schon, als wir Minsk erreicht hatten, daß wir von jetzt ab nur mehr 75 Kopeken täglich erhalten sollen. Dabei blieb es auch in Zukunft, die andere Hälfte des uns zustehenden Reise- und Verpflegungsgeldes floß natürlich in die Tasche unserer Transportführer, die an allen größeren Etappenstationen wechselten. Auch wurde uns

fürderhin nur ein paarmal noch gestattet, auszusteigen und im Wartesaal zu speisen, auf der ganzen 23tägigen Eisenbahnfahrt also nur einigemal warmes, zubereitetes Essen! In Minsk erhalten wir Besuch. Ein Fräulein aus angesehener Moskauer Familie, freiwillige Rote-Kreuz-Schwester, augenblicklich vom Lazarettzug, den sie sonst begleitet, beurlaubt, fährt einige Tage mit uns, um sich mit ihrem Verlobten in Moskau zu treffen. Ein lebhaftes, kluges Ding, der deutschen Sprache vollkommen mächtig, auch in der deutschen Literatur nicht unbewandert, nimmt sie Anteil an unserer Unterhaltung, lehrt mich das russische Alphabet schreiben, übersetzt mir meinen in französischer Sprache abgefaßten Protest an die Militärbehörde in Petersburg ins Russische, kauft uns sogar, da sie sieht, wie wir bis jetzt, um das nötige Teewasser zu bekommen, stets von der Gnade und dem guten Willen unserer russischen Begleitmannschaften abhängig waren, auf einer der nächsten Stationen einen „Tschainik", eine große, blauemaillierte Teekanne zu unserem eigenen Gebrauch, gibt uns sogar ihre Moskauer Adresse an, leider verläßt uns „Xenia", wie sie sich nannte, schon in Smolensk wieder, um auf einer anderen Strecke Moskau schneller zu erreichen. Zu unserm nicht geringen Staunen sagt uns der begleitende Bahnschaffner am nächsten Tage schon, wir würden nach dem Baikalsee wandern müssen. Moskau also gar nicht berühren. Mitten in der Nacht hatte uns unsere gute Schwester verlassen, die sich, als Dolmetscherin unserer Wünsche stets hilfsbereit, sogar den Unwillen und die Ungnade unseres Transportführers, eines gewöhnlichen Unteroffiziers, — „dummer Bauer" nannte sie ihn, — zugezogen hatte; leider konnte ich ihr darum weder die Abschrift meines Protestes noch einen Brief nach Petersburg mitgeben.

4. Dezember. Nun sind wir wirklich auf halbe Ration gesetzt. Es heißt nunmehr knapp leben, um mit dem Gelde auszukommen. Was soll aber später werden? Wir sind alle noch in unserer leichten Feldausrüstung vom Sommer her. Woher werden wir die Mittel nehmen, uns für den sibirischen Winter auszurüsten, da uns jede Verbindung mit der Heimat abgeschnitten ist? Trostlose Aussichten. Bei Gielnia zieht eine neue Wachmannschaft auf. Der Führer gibt uns sogar treuherzig allen die Hand, wie überhaupt der „Muschik", der Landbewohner und das „Volk" von Natur aus gutmütig veranlagt ist. Das hatte man schon nach kurzem Aufenthalt in Rußland erfahren können. Das arme russische Volk, wenn auch von der Leibeigenschaft befreit, schmachtet dennoch unter einer noch schlimmeren „geistigen" Sklaverei, ist unwissend, ungebildet, roh. Schuld daran trägt die Regierung, das herrschende „System", allen voran die gesamte, vom „heiligen Synod" in

Petersburg aus gelenkte Priesterkaste der Popen, die durchaus nicht zusammen genannt werden dürfen mit unseren deutschen Geistlichen aller Bekenntnisse, von denen sie, was wissenschaftliche Vorbildung anlangt, eine himmelweite Kluft trennt. Das Volk wird absichtlich und künstlich in der Unwissenheit gelassen, damit die Popen die Herrschaft darüber nicht verlieren. Achtzig Prozent der Landbevölkerung mindestens sind noch des Lesens und Schreibens unkundig, denselben Prozensatz an Analphabeten weist natürlich auch das russische Heer auf. Im Dorfe ist vielfach der Pope der einzige Mensch, der lesen, schreiben und rechnen kann, neben der Beherrschung der liturgischen Formeln beim Gottesdienst und dem Auswendiglernen der Kirchengebete überhaupt seine ganzen Kenntnisse, die ihn natürlich turmhoch über seine Gemeinde erhaben dastehen lassen. Als man nach dem russisch-japanischen Feldzuge in klarer Erkenntnis, wie ein kulturell viel weiter fortgeschrittenes Volk auch auf dem Kriegsgebiete sich weit überlegen erwies, in Rußland daran ging, die Schulen zu vermehren und wirklich zehntausend neue Schulen gründete, da war es die Geistlichkeit, die sich einer weiteren Vermehrung der Schulen aufs heftigste widersetzte. Ganz erklärlich. Laßt das Volk mehr Bildung besitzen, dann versiegen eben für den Popen die Haupteinnahmequellen, denn der Pope läßt sich seine Lese- und Schreiberdienste usw. gut bezahlen. Während bei uns auch der jüngste Musketier die Ideale, für die er kämpft, genau kennt, während ihm die Landkarte und die Kriegsschauplätze mit allen Frontveränderungen stets geläufig sind, weiß von allem dem der arme „Muschik" nichts. Er geht eben ins Feld, weil er muß, von Geographie nicht einen Schimmer. Darum glaubt er auch blindlings alles, was in den russischen Zeitungen und Kriegstelegrammen steht, und die enthalten nichts anderes als Sieg und Erfolg der Russen. Ein von der russischen Heeresleitung, die den Tiefstand des Volkes an Bildung genau kennt, übrigens gar nicht übel berechnetes Verfahren.

Das läßt auch den russischen Soldaten darum mit einer gewissen Überlegenheit und dem bei einem einigermaßen gutmütig veranlagten Volke daraus entspringenden Wohlwollen dem „Besiegten" gegenüber auftreten. Dieses an sich harmlose Volk und das aus demselben rekrutierte Heer ist und wird für uns so lange keine ernste Gefahr bilden, solange es nicht auch geistig erwacht oder vielmehr geweckt wird. Jetzt liegt die einzige Gefahr, die uns von ihm droht, noch in der „Masse", laßt aber nach einigen Jahrzehnten diese „Massen" auch Bildung besitzen, dann würde die Rechnung zwischen dem 70-Millionen-Volk der Deutschen und dem 180-Millionen-Volk der Russen mit anderen Faktoren zu führen sein — — —

5. Dezember. Unsere Musik hat eine Konkurrenz erhalten. Unter den neuen Wächtern befindet sich einer, der den ganzen Tag seinem mitgebrachten Instrument, bei uns „Maurerklavier" oder „Quetschebalg" genannt, eintönige, melancholische Weisen entlockt. — Die Landschaft bietet bei Smolensk ganz hübsche Bilder, auf den Stationen ist geflaggt, irgendein russischer Feiertag, deren bekanntlich fast mehr als Werkeltage existieren. Russen und Russinnen kommen in ihrer Nationaltracht an den Zug in hellen Scharen, um sich den Transport der Gefangenen anzusehen und uns wie eine fahrende Menagerie mit fremden, wilden Tieren anzuglotzen.

Historische Erinnerungen wurden wach, als wir über die Beresina fuhren. Zu derselben Zeit hatte Napoleon vor 100 Jahren längst bereits seinen Rückzug aus Moskau angetreten. Ein so harter Winter ist es bis heute freilich noch nicht wie damals, doch zeigen die starken Schutzbauten gegen Schneeverwehungen längs des Bahngeleises, daß man im Winter hier allgemein mit ungeheuren Schneemassen zu rechnen hat. Immer eintöniger wird die Fahrt durch die verschneite Landschaft. Wir halten länger bei der Stadt Bjelew. Charakteristisch für alle russischen Bahnstationen sind die schlanken, runden Wassertürme.

6. Dezember. Da wir nie genau wissen, wohin eigentlich die Fahrt geht, sind wir auf die Beobachtung des Kompasses und die Aufschriften an den Bahnhöfen angewiesen. Die Fahrt hält sich andauernd in östlicher, nordöstlicher Richtung, also kann das mit dem Baikalsee wohl stimmen. Wir überschreiten den Don nahe bei seinem Ursprung, hübsche Landschaftsbilder wechseln mit äußerst düsteren, öden Steppenansichten. Welch ein Riesenreich ist doch Rußland. Man führt uns wohl absichtlich recht langsam hindurch, um uns die ganze Größe und Ausdehnung recht fühlbar zu machen. Fast täglich kreuzen ungeheure Truppen- und Munitionstransporte unseren Zug.

Moskau umfahren wir und sehen von der Stadt nichts.

Am 7. Dezember wird uns morgens gesagt, daß wir zu Abend unser Ziel erreichen sollen. Ich mache mir doch Sorge darüber, daß man uns bei der Ankunft neuerdings durchsuchen und auf diese Weise das bisher glücklich gerettete Geld entdecken würde. Kurz entschlossen trenne ich, oben auf meinem Hängebett liegend, während unten neben mir der Wächter schläft, von meiner braunen Unterziehweste einen Saum ab, schneide ihn in kleine Stücke und überziehe damit eine Krone nach der anderen, und bald prangt meine Weste rechts und links mit einer Reihe von „Stoffknöpfchen" unauffällig besetzt. So habe ich sie auch in Sibirien weiter getragen, die kostbare Weste, bis sie durch öfteres Waschen fadenscheiniger,

dünner wurde, und ich für den Goldschatz, den ich um keinen Preis der Welt in Russenhände gelangen lassen wollte, ein anderes Versteck ausfindig machen mußte. —

8. Dezember. Heute ist Pensa erreicht. Schon sind wir acht Tage auf Fahrt. Hätten wir doch eine Karte hier, um sehen zu können, wie weit noch an die Grenze. Das Wachtpersonal wird wieder einmal gewechselt, weiter geht die Fahrt, dem Ural zu. Wir sollen über dieses Gebirge und von hier noch etwa 1200 Werst zurücklegen, ehe wir an dem endgültigen Bestimmungsort ankommen. Tscheliabinsk in Sibirien soll diese Stadt sein. Der Transportführer sagt uns oder vielmehr läßt uns durch unseren Dolmetscher, einen gut russisch sprechenden deutschen Soldaten, den wir seit einigen Tagen zu uns in den Wagen genommen, sagen, daß wir in Tsch. in der Kaserne untergebracht würden, die Offiziere in Einzelzimmern, daß ein Bad vorhanden sei usw. Stiefel gebe es dort nicht mehr, wohl aber würden wir Pelze erhalten. Froh darüber, endlich ein bestimmtes Ziel angeben zu können, schreibe ich zum erstenmal nach Hause, der Zugführer besorgt mir den Brief. Der Tag vergeht wie immer mit Teetrinken, Rauchen, Singen, Spielen. Man hat mir sogar jetzt den „Skat" beigebracht, auch ein Dominospiel aus dem schwarzen, russischen Brot, unserer täglichen Nahrung, das sich wegen seines ungemein großen Feuchtigkeitsgehaltes weniger als verdaulich wie zu plastischen Darstellungen geeignet erweist, habe ich geformt, und so vertreiben wir uns die Zeit so gut es geht. Vorübergehend hübsche Landschaftsbilder draußen mit Blick auf die fernen blauen Uralberge. Mittagessen, wie fast immer — Fehlanzeige. Unglaublich unregelmäßig die Stunde der Mahlzeit. Mit 75 Kopeken ist schlecht auszukommen, namentlich wenn man uns aus der Station am Abend ein längst kalt gewordenes Essen in den Wagen bringt, für das wir dann dem Wirt 90 Kopeken bezahlen sollen. Arm sind unsere Soldaten daran, die diese Fahrt nun schon seit 10 Tagen in den Viehwagen zurücklegen mußten.

Hart das Lager, auf dem sie ruhen sollen, nur Holz. Dagegen haben sie im allgemeinen mehr Freiheit als wir; uns ist kaum gestattet, an den Stationen mit längerem Aufenthalt auszusteigen und durch Auf- und Abgehen die steif werdenden Beine beweglich zu erhalten, auch dieser Spaziergang ist streng überwacht, als ob, Tausende von Kilometern von der Front entfernt, überhaupt eine Möglichkeit bestände, auszukneifen. Immer sind wir dabei, wie die wilden Tiere der fahrenden Menagerie, dem Gegaffe der Menge ausgesetzt, so daß wir vorziehen, im Wagen zu bleiben. Unerhört ist, daß man uns, trotz unserer Bitten, niemals Gelegenheit gibt, mit einem höheren Offizier zu sprechen. Wir hätten für die Be-

handlung unserer Leute so manchen Wunsch auf dem Herzen. Die sogenannten „Kommendanten" sind meist nur rohe, aus dem russischen Unteroffiziersstand hervorgegangene Inspektoren. Der Mangel frischer Leibwäsche beginnt sich schon sehr fühlbar zu machen. Endlich kann uns einmal unser Zugführer aus einer Stadt ein russisches Hemd besorgen, wir können nach langer Zeit wechseln, Wäsche und Trocknen der alten besorgen wir uns selber. Aber die Bedauernswerten vor und hinter uns in den Viehwagen! — Das Ungeziefer nimmt auf diese Weise gewaltig überhand, das einzige Hemd, das der Feldsoldat vielleicht seit Monaten auf dem Leibe trägt, muß er in seinem Kochgeschirr waschen und dann hängt es zu der vergitterten Luke zum „Trocknen" heraus, im Frost natürlich sofort bretthart und steif gefroren im Winde klappernd. Man gibt den Versuch, bei solcher Temperatur überhaupt zu „waschen", bald auf. Traurige Bilder von Entbehrung, Jammer, Elend bietet ein Blick in die Mannschaftswagen bei dem Aufenthalt in den Stationen. Es ist uns jedoch strenge untersagt, in die Wagen zu steigen und mit den Mannschaften zu verkehren. Ihnen zu helfen, dazu waren wir ohnehin gar nicht imstande; wie drückend, all dem Elend ohnmächtig gegenüberstehen und zusehen zu müssen! Was hat man doch alles mitgeschleppt! Blinde, einarmige, einbeinige Krüppel, Leute mit nicht geheilten Wunden, mit eiternden Phlegmonen befinden sich darunter, und diese transportiert man Tausende und Tausende von Werst weit unter solchen fürchterlichen Verhältnissen in strengster Winterkälte, entzieht ihnen tagelang selbst die kümmerliche Nahrung, aus kaum genießbarem schwarzen Brot und einer undefinierbaren Brühe, das Tee sein soll, bestehend und unterschlägt ihnen sogar zeitweilig die paar zustehenden Kopeken, für die sie diese Bedürfnisse bestreiten sollen. Hat man denn von seiten der russischen Regierung das nicht vorausgesehen oder ist es Absicht, die Kriegsgefangenen auf solche Weise behandeln zu lassen? — — —

9. Dezember. Der lange Aufenthalt auf freier Strecke vor einer Station erklärt sich mit der ungeheuren Menge von Truppen- und Munitionstransporten, die andauernd an uns vorüberrollen. Großmachts-, Großlands- und Menschenüberzahlsdünkel ist es, der Kopf und Hirn dieser Halbbarbaren hat aufquellen lassen und uns einen Blick gewährt in das Denken und Empfinden dieser Horden. So meint ein Russe zynisch lächelnd: „Die sibirischen Mädchen und Frauen würden gerne mit den deutschen Soldaten ein ‚Bündnis' eingehen, und unser Kaiser würde beim Friedensschluß die doppelte Zahl von Kriegsgefangenen auszulösen haben, da jeder Gefangene von dort mindestens einen ‚Sohn' mitbringen würde!"

Welche Freiheit und Zügellosigkeit muß in diesem Lande herrschen,

da sie so begeisterte Schilderungen nach ihrer Art davon entwerfen! Ein Pole ist mit uns, durch und durch Revolutionär in seinen Ansichten, gerade das Gegenteil dieser Soldateska. Der versichert uns, die Revolution in Rußland sei unausbleiblich, wie nach dem Kriege mit Japan. Die politische Lage wird eingehend erörtert. Rußland sei nur Werkzeug in Händen Englands, von letzterem doch nur dazu bestimmt, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen, nachher werde es doch wieder als Feind betrachtet, betrogen, hintangesetzt werden. Das beste sei immer noch, Friede mit Deutschland zu machen und zu halten, wie schon Fürst Bismarck immer geraten habe usw.

Wie es wohl im Westen stehen mag? Offenbar gut, denn jeder, auch der unscheinbarste Erfolg würde in den offiziellen russischen Blättern zu einem ungeheuren Sieg aufgebauscht werden. Doch nichts davon.

Auf der Station Sysran bemerken wir eine besondere Art von russischen Soldaten, die wohl russische Uniform, aber auf dem Kopfe eine turbanartige Bedeckung tragen. Sie werden Grusinen — es gibt christliche und mohammedanische Grusinen — genannt. Am Nachmittag erhalten wir Besuch; ein russischer Eisenbahn-Militär-Inspektor taucht auf, setzt sich in unser Abteil und zieht nach kurzem Verweilen schon ein Damenbrett heraus, den einen nach dem andern von uns zum Mitspielen auffordernd. Er entwickelt dabei eine riesige Fertigkeit, es vermag niemand, ihm eine Partie abzugewinnen. Er erklärt uns dies damit, daß er Meisterschaftsspieler sei und schon verschiedene Konkurrenzen in Petersburg und Moskau gewonnen habe. Indes, unsere Bereitwilligkeit, ihm zu seinen leicht erfechtbaren Siegen zu verhelfen und ihm, der für Dienst und anderes überhaupt kein Interesse zu haben schien, die Zeit vertrieben zu haben, belohnte er seinerseits damit daß er mir die Adresse an eine neutrale Gesandtschaft in Petersburg, wohin ich mein Protestschreiben endlich schicken kann, eigenhändig russisch niederschreibt. Die Fahrt bringt wieder manch Interessantes, namentlich die Riesenbrücke über die Wolga, nahezu 1500 Meter lang, die wir bei Sysran passieren, dann bald eine stattliche Karawane von Schlitten, alle mit Kamelen bespannt, auch tragen jetzt schon die Stationen vielfach tatarische Namen, wir können deutlich auch an der gemischten Bauart der zahlreichen Kirchen längs der Bahnstrecke, da unter den vielfach sehr gefällig aussehenden russischen Holzkirchen auch Moscheen und spitze Minaretts aufragen, erkennen, daß wir uns im mohammedanischen Grenzgebiet Rußlands befinden.

11. Dezember. Die Gegend nimmt mehr gebirgigen Charakter an, doch ist es teilweise trostlos öde; soweit das Auge reicht, kein

Baum, nur kümmerliches Birkengebüsch bedeckt die Höhen. Die Abendbeleuchtung über den riesigen Steppenfeldern von ganz unglaublicher Pracht. —

13. Die Fahrt hatte allmählich ermüdend auf uns gewirkt. Doch heute rütteln wir uns gewaltsam auf, wir sollen ja den Ural durchqueren. Da treten denn mitunter ganz reizvolle Landschaftsbilder vor unsere Augen. Man träumt sich zeitweilig in die verschneiten Heimatsberge im tiefen Winterkleide. Da und dort eine menschliche Siedlung, in den tiefeingeschnittenen Tälern, groteske Felsformationen, vereiste Wasserfälle und Bergbäche, verlassene Hüttenwerke, deren Schlote vielleicht schon Monate nicht mehr rauchen, wo man sonst die unsagbar reichen Bodenschätze dieser dunklen Berge verarbeitete. Leider bricht zu bald die frühe Winternacht herein, so daß wir beim Erwachen den Ural schon ein beträchtliches Stück hinter uns haben. Auf alles zu achten, allen neuen Eindrücken Aug' und Ohr zu öffnen, das muß es ja sein, was uns über die düsteren Gedanken als Gefangene, in die man sich sonst nur allzu gerne zu eigenem Schaden einspinnen möchte, hinwegzuhelfen vermag.

Dritter Teil.

In Asien. — Tscheliabinsk. — Man droht uns mit „Erschießen". — Unerhörte Behandlung. — Im Wagen IV. Klasse. — Sibirien. — Unterschiedliche Behandlung der Kriegsgefangenen. — Landschaftsbilder. — Ein Schlaraffenland. — Nowonikalajewsk. — Der Zarentag. — Balalaika. — Ein Trostgesang.

14. Dezember. Europa ist hinter uns. Asien hat uns heute aufgenommen. Wir sind in Tscheliabinsk. Allein, wenn wir geglaubt hatten, damit auch am Ziel unserer Reise zu sein, sahen wir uns recht bald bitter getäuscht. — Spät abends waren wir angekommen. Unendlich langes Warten vor dem Bahnhof. Wir, mein Doktor und ich beschließen, den fortwährenden Klagen unserer bedauernswerten Mannschaften, daß sie schon tagelang weder Essen noch Geld erhalten hätten, dadurch ein Ende zu machen, daß wir persönlich den Stationsvorstand aufsuchen wollen. Begleitet von drei Soldaten wandern wir zum Stationsgebäude, das beträchtlich weit von unserem Zuge entfernt ist. Der Herr „Kommendant" ist natürlich schon längst zur Ruhe gegangen, und unsertwegen wird er auch nicht aufstehen. An seiner Stelle empfängt uns ein „Starschi", sein Adjutant. Dem lassen wir durch unsern mitgebrachten Dolmetscher unsere Bitten vortragen, wofür er nur ein höhnisches Achselzucken hat. Als wir ihm bedeuten lassen, daß es doch unmenschlich sei,

die armen Verwundeten so weit zu schleppen und ohne ärztliche Behandlung zu lassen, den Mannschaften das kümmerliche Essen und Tagegeld vorzuenthalten und für unsere armen Leute fortan bessere Existenzbedingung und Unterbringung, die Verwundeten und Krüppel wenigstens, fordern, wobei unwillkürlich Dr. S. etwas lautere Töne anschlägt, da gibt dieser Unmensch als Antwort an die hinter uns stehenden Wachen den Befehl: „Laden!“ Rasselnd schieben sich drei Patronen in die Gewehrläufe. — „Jetzt noch ein Wort,“ brüllt das Scheusal, „und ich lasse Sie auf der Stelle erschießen!“ Macht geht vor Recht! Unverrichteter Dinge, knirschend vor ohnmächtiger Wut, begleitet von einem ellenlangen Fluch des gereizten Russen — begeben wir uns in unser Abteil zurück. — —

Nunmehr beginnt auch für uns mit dem Eintritt in Sibirien die eigentliche Marterfahrt. — Vom Verbleiben in Tscheliabinsk natürlich keine Rede. Es bleibt nur der Wagen zurück, der uns seit Warschau als Wohnung gedient hatte. Wir werden jetzt auch in ein Abteil 4. Klasse gebracht und können uns auf den Holzbrettern ohne Decken Schwielen liegen. Wir rechnen jetzt schon bestimmt damit, es ist heute der 14. Dezember, daß wir Weihnachten im Eisenbahnzuge feiern würden. Der russische Feldscher, der für unsere Kranken sorgen soll, nistet sich in unserm Wagen ein und hat dabei noch die Unverfrorenheit, daß er vor unsern Augen das Fleisch, das für unsere Kranken bestimmt war, aufißt und mit den grinsenden sibirischen Landsturmleuten, unseren jetzigen Begleitern, teilt. — Unerhörte Behandlung! Hatten schon in Ufa eine Anzahl unserer Leute, deren Nahrung ja zumeist nur aus schwarzem Brot und einem Becher warmen, trüben Wassers bestand, halb verhungert und krank ins Lazarett geschafft werden müssen, so auch hier. Die einzig mitfühlende Seele nimmt in Tscheliabinsk von uns Abschied, unser wackerer Warschauer Waggonführer und -reiniger, Herr St. B., dem wir noch, soweit es unsere Vermögensverhältnisse erlauben, ein schönes Trinkgeld in die Hand drücken. Er hatte wirklich gut für uns, namentlich für regelmäßige Heizung gesorgt. „Ich kann nicht sagen, was ich fühle,“ meinte er, zum Abschied mir die Hand küssend, — die gute Seele — möge Gott ihm lohnen, was er in reinem menschlichen Mitgefühl für uns getan. Jedenfalls verdanke ich ihm, daß mein erster, ausführlicher Brief, durch die russische Zensur gehend, die Heimat erreichte. Allerdings hatte ich bemerkt, wie wir es ja nie anders glaubten, ich würde nach Tscheliabinsk kommen, und aus dem Grunde gingen alle Sendungen, die man an mich dorthin richtete, entweder zurück oder verloren. Es wurde Mai 1915, bis ich die erste Nachricht aus der Heimat erhielt. — Doch davon später.

Eine fühlbare Kälte von 27° R herrschte bereits, als wir Tscheliabinsk verließen, der Waggon noch nicht geheizt. — Wir froren entsetzlich. Unsauber alles. Die Sibirier in ihren dicken Pelzmänteln und Mützen, Bauern, nur durch Patronentasche und Gewehr und dem Landsturmabzeichen als nunmehrige Soldaten kenntlich, halbwilde, gutmütige Burschen, aber unreinlich, spuckten nach allen Seiten auf den Boden, qualmten unausgesetzt ihren schlechten Tabak, der eiserne Ofen rauchte und glühte, daß man vor Hitze an der Wand hätte hinaufkrabbeln mögen, dann wieder, als der gesamte Kohlenvorrat unsinnigerweise auf einmal verschürt war, herrschte halbe Tage und Nächte wieder eine Kälte zum Erfrieren. Keine Waschgelegenheit mehr. Der Abort ein durch eine kaum schließende Türe abgeteilter Winkel mit einem einen Dezimeter im Durchmesser betragenden Loch im Boden; ekelerregender Schmutz überall. Und dieses auf Rädern und Schienen rollende Gefängnis, dessen Fenster hermetisch geschlossen blieben, sollte den deutschen Offizieren als Aufenthalt dienen bis Transbaikalien, also noch mindestens 14 Tage lang! Bald litten wir denn alle an den unausbleiblichen Folgeerscheinungen einer unter solchen jeder Kultur und Hygiene spottenden Beförderungsart. Das Ungeziefer stellte sich ein! Läuse! — Ich hatte im Leben noch keine Laus an mir gehabt. Und wie sie einen quälen können, davon konnten wir bald ein Lied singen. Entsetzlich! Endlich hatten wir auf einer Station eine Blechschüssel und einen Eimer erstanden, so daß wir uns abwechselnd doch waschen konnten.

15. Dezember. Ein klarer, bitterkalter, echt sibirischer Wintertag. Nach dem Frühstück macht Dr. S. den Versuch, den Stationskommandanten zu sprechen. Er erfährt dabei, daß die deutschen Offiziere noch weiter als bis Omsk transportiert würden, wahrscheinlich nach Irkutsk am Baikalsee. Dem Doktor gegenüber spielt der russische Beamte sogar den Freundlichen, reicht ihm die Hand, allein hinter dieser scheinbaren Höflichkeit steckt immer eine große Portion slawischer Verschlagenheit und Hinterlist. Die Beschwerde wegen des Fahrens in der 4. Klasse beantwortet er unter dem Hinweis, daß hier keine Wagen 2. Klasse zu haben wären, wir möchten uns an der nächsten größeren Station wieder darum bemühen.

16. Dezember. Heute ist Kurgan erreicht. Etwa 200 Mann unseres gegen tausend Mann zählenden Transportes werden dort ausgeladen; wie man uns sagt, sind es die polnisch sprechenden Katholiken, nach kurzer Bewirtung werden sie in die Kasernen abgeführt. Die Glücklichen. Sie haben die anstrengende Fahrt überstanden. Gerne würde ich hier auch ausgestiegen sein, allein für die Deutschen lautete die Losung von vornherein, „möglichst weit nach

Asien hinein!" Wie sich denn, namentlich im weiteren Verlauf des Krieges, deutlich an den Regionen der Unterbringung von Kriegsgefangenen gezeigt hat, in welchem Grade die verschiedenen Nationalitäten der Gegner Rußlands gehaßt wurden und werden. Die Stufenleiter läßt sich kurz so darstellen: Die Bestgehaßten sind natürlich die Nemecky oder Germanski, die kommen am weitesten nach dem Osten! Nach Wladiwostok, an den Amur, nach Spaßkoja, Chawarowsk, Stretjensk, nach Transbaikalien in die Lager von Tschita, Antipicha, Daurja, Pestschanka, Blagoweschtschensk, Nertschinsk, Werchne-Udinsk, Krasnaje-Rietschka, Beresowka usw.*), dann die Türken, ebendorthin, dann die Ungarn und Deutschösterreicher nach Zentralsibirien, dann die Tschechen, Ruthenen, Polen, Slawen aller Schattierungen, die bleiben im Westen Sibiriens, Vollbluttschechen aber meistens schon im europäischen Rußland. — —

Einen ganz wunderbaren Sonnenuntergang und Abend genießen wir, als wir über den mächtigen Strom vor der Stadt Omsk gefahren waren, durch die Scheiben unseres rollenden Gefängnisses. Die Landschaft, vollständig in Rauhreif gehüllt, bietet durch die vom letzten Sonnengold in märchenhaften Farbenglanz getauchten Baum- und Gebüschgruppen ganz entzückende Bilder. In unsere von dieser Naturschönheit milder und versöhnlicher gestimmten Gemüter dringt aber auch am gleichen Abend noch ein wunderbar zündender Hoffnungsstrahl vom europäischen Wetterhimmel herüber: Hindenburgs neuer Erfolg vor Lodz und Warschau! Ein Mitreisender hat es verstohlen aus einer mitgebrachten Zeitung leise verkündet.

17. Dezember. Kein Wunder, daß wir mit Sibirien als solches bei so gehobener Stimmung bald versöhnt waren. Alles gefällt uns hier schon viel, viel besser wie im europäischen Rußland. Freilich lernen wir ja nur die sonst dem internationalen Verkehr dienende transsibirische Bahnstrecke kennen, und die macht ja einen durchwegs modernen Eindruck. Noch sind die Städte an der Bahnlinie nicht älter als 18 bis 20 Jahre, und doch zählen die meisten schon über 100 000 Einwohner. Schilderungen über Tscheliabinsk, Kurgan, Petropawlowsk, Nowo-Nikolajewsk, Marinsk, Atschinsk, Krasnojarsk, Irkutsk, Tschita, Charbin, Wladiwostok usw. zu geben, kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein. Darüber lese man in den verschiedenen Reiseführern nach. —

Die Bewohner Sibiriens, abgesehen natürlich von den Ureinwohnern, meist Deportierte oder Abkömmlinge von Verbannten, po-

*) Man vergleiche die Karte, die der Hamburgische Landesverein vom Roten Kreuz über die Kriegsgefangenenlager in Rußland herausgegeben hat. Hamburg 1916. Verlag von Friedrichsen & Co.

litisch Verschickte, Juden und Fremde aus aller Herren Länder, stechen ganz gewaltig in Charaktereigenschaften und Lebensführung von den Großrussen ab. Die Gesinnung gegen uns war damals noch durchaus nicht feindselig. Mit Sibirien als Land im Frieden könnte man sich wirklich bald versöhnen. Welch unermeßlich reiches Land! Milliarden über Milliarden an ungehobenen Bodenschätzen ruhen noch in seinem Erdenschoße. Edelmetalle, Kohle, Erze. Wie verschwindend wenig ist von der Bodenoberfläche schon bebaut und kultiviert. Der tausendjährig sich immer wieder selbst düngende und befruchtende jungfräuliche Boden liefert von dem Samen, den der Landmann in die nur wenig aufgeritzte fette Humusschicht Ende Mai einstreut, schon Anfang August die schwerste Ernte, und muß es in dieser Zeit liefern, denn länger als drei Monate strahlt eine erwärmende und fruchthervorzaubernde Sonne nicht vom Himmel, um so intensiver und sengender aber in dieser Zeit. Der Wintertemperatur, die monatelang 30—40° R unter Null beträgt, entspricht darum auch in diesem hochkontinentalen Klima eine Sommergluthitze bis 45° R im Schatten. Ein Dorado für Jäger im Sommer, zumal es Jagdpachtungen und -grenzen und Schuß-Termine dort nicht gibt, und im Frieden jeder, der sich für einen Rubel den polizeilichen Erlaubnisschein, ein Gewehr zu führen, gelöst hat, das ganze Jahr hindurch jagen und fischen kann, wann und wo er will. Wie billig waren bei unserer Ankunft in Sibirien noch die Lebensmittel, ein Ei konnte man noch für 1 Kopeken (=2 Pfennige), ein Pfund Fleisch für 6—7 Kopeken, ein Pfund Butter für 25—30 Kopeken, ein Pfund Weißbrot für 2—3 Kopeken, einen Hasen für 10 Kopeken erstehen. Dabei gab einem der Wildprethändler für den zurückgelassenen Balg noch 7 Kopeken zurück und man hatte den ganzen Hasen für 6 Pfennige. Der Hase wird als Pelztier, von den Sibiriern nur des Felles wegen, meist in Fallen und Schlingen erlegt, er ist ihm tatsächlich nicht einen Schuß Pulver wert. Für eine ganze, schon gebratene Gans, ebenso für ein gebratenes Spanferkel bezahlt man 80 Kopeken bis 1 Rubel usw. Das w a r so. Jetzt ist während des Krieges auch schon alles um 5 bis 600% an Wert gestiegen. Die sibirischen Landleute brachten an allen größeren Stationen ihre Erzeugnisse zum Kauf an die Bahn. Warum brachten die Russen ihre Kriegsgefangenen so viele, viele Tausende von Kilometern weit in ihre asiatischen Provinzen und Gouvernements? Wenn sie es, von der Erwägung geleitet, dort noch hinreichend Nahrungsmittel zur Verfügung stellen zu können, getan hätten, so wären sie darob an sich nicht zu tadeln, allein was zu verwerfen ist, ist einmal die ungeheure Rücksichtslosigkeit, auch Krüppeln, Verwundeten und Kranken diese fürchterlichen, mörderisch

lange dauernden Transporte zuzumuten, ferner die unmenschliche Grausamkeit, alle Gefangenen ohne Unterschied und Rücksicht darauf, ob sie, von Jugend an ein warmes, ja heißes Klima gewöhnt, den 6—8 Monate dauernden sibirischen Winter aushalten können, gerade in den kältesten kontinentalen Provinzen Asiens unterzubringen, während doch ihr gewaltiges Reich Landstriche mit allen für Europäer erträglichen klimatischen Verhältnissen aufweist und Platz dafür genug vorhanden gewesen wäre. Dieser entweder dem ausgesprochenen, in Rußland ja längst bekannten Mangel jeglichen Organisationstalentes oder aber einer geradezu teuflisch angelegter, brutaler Vernichtungswut entsprungener Maßnahmen wegen wird sich Rußland später immer noch allen kultivierten Völkern der Welt gegenüber zu verantworten haben!

Hauptgrund wird für sie immer wohl der bleiben, den armen Gefangenen die enorme Größe ihres Reiches recht ins Bewußtsein zu rufen.

19. Dezember, nach dem russischen Kalender der 6. Fast immer noch vergessen wir es, daß wir in Rußland, wo man noch nach dem „alten Stil" rechnet, um 13 Tage „rückständig" sind.

Der 6. Dezember ist St. Nikolaustag und darum, schon weil der regierende Zar und sein be—rühmter Onkel Nikolai heißen, ein ganz hoher, hoher Feiertag im Lande. Ganz zufällig treffen wir auch an diesem Tage in Novonikolajewsk ein, einer schönen Stadt am gewaltigen Ob-Strom. Heute ist seine Eisdecke, wie wir von der imposanten Eisenbahnbrücke aus sehen können, belebt von Hunderten von Schlitten, die alle zum Nikolausfeste nach der Stadt fahren. Die Stadt, erst 15 Jahre bestehend, macht einen sehr hübschen Eindruck; es sollen sich ausgiebige Kohlenbergwerke in deren Nähe befinden. Wenn von da ab erst das Hinterland durch eine Zweigbahn erschlossen sein wird, die den Reichtum an Mineralschätzen des Altaigebirges heranbringen wird! Hier sehen wir auch, trotz des Feiertages, die ersten österreichischen Kriegsgefangenen in der Arbeit auf hohen Eisenbahndämmen tätig. Da man uns nicht erlaubt, im Wartesaal zu speisen, wiewohl man uns zuerst hatte den sehr weiten Weg dorthin antreten lassen, lassen wir uns ein Frühstück nach dem Wagen bringen. Der bedienende Wirt erzählt uns dabei, daß der Kampf um Lodz schon 20 Tage dauere, daß Dünkirchen von den Deutschen eingenommen sei und dergleichen Unsinn mehr. Rußland habe Landwehr und Landsturm überhaupt noch nicht eingezogen — der Gegenbeweis sind jedoch die alten uns bewachenden sibirischen Landsturmmänner —, erst wenn 40 Millionen Russen unter den Waffen ständen, würde man auch ihn einberufen. — —

Im Nebenwaggon ist ein armer Gefangener mit schwerer Mittelohrentzündung; trotz unserer Vorstellung verweigert man seine Über-

führung ins Lazarett, obwohl Zeit genug dazu wäre. Vergeblich ist auch hier, an dieser Riesenstation mit vielem Wagenmaterial, unsere Bitte um einen andern Wagen. Schon sind unsere Knochen ganz mürbe von dem vielen Liegen auf den Holzbänken.

Der Hinweis, den wir als Entgegnung zu hören bekommen, daß die russischen Offiziere bei den Truppentransporten auch in der 4. Klasse führen, zählt bei uns nichts, denn dies trifft niemals zu bei den Stabsoffizieren, und sodann tragen diese Herren alle sehr häufig ihre Matratzen oder wenigstens ihre sehr dicken Pelze mit, in denen sie das Liegen auf den Holzbänken leichter aushalten können als wir, ohne Decken, in den dünnen Sommermänteln! —

Da ich bemerke, wie der russische Transportführer unsern Dolmetscher wiederholt heranwinkt, wenn er seinen Soldaten die lügenhaften russische Kriegsberichte aus der Zeitung vorliest, sage ich ihm, er möge doch auch die Russen einmal fragen, ob sie wohl wüßten, wie viel russische Gefangene wir in Deutschland hätten und ihnen sagen, wie grundfalsch und verlogen die Zeitungsberichte und Telegramme wären. —

Endlos schleichen auch für uns die Stunden und Tage dahin, bei Nacht gelingt es mir kaum mehr, fast wund gelegen und seit langem schon an Verdauungsbeschwerden leidend, auch nur einige Stunden zu schlafen.

Dazu das fortwährende Kommen und Gehen. Gar oft ist das Abteil überfüllt von Mitreisenden aller Art, namentlich auch sibirischer Weiber. Einen Tag lang fährt ein Mann mit uns nebst zwei Töchtern von vielleicht 14 und 10 Jahren. Das ältere davon zieht sehr bald nach dem Einsteigen die Balalaika, das dreisaitige, der Mandoline ähnliche Instrument hervor, das sie für ihr Alter schon meisterhaft spielt und hin und wieder ihre Nationalgesänge begleitet, in die dann auch die Wachen mit ihren Brummstimmen einfallen. Draußen schleicht in heller, mondlichtüberfluteter Taiga, dem Sumpfwald, der sibirische Steppenwolf, vom Hunger offenbar getrieben, bis nahe an die Bahn heran.

Ob ein solcher Aasjäger nicht auch über kurz oder lang des einen oder andern Gebein von uns aus der sibirischen Erde wühlen wird? Wie viele unter uns mögen wohl die Heimat nicht wiederschauen? Gedanken, Träume fürchterlichster Art erzeugen die langen, bangen, halbwachen Stunden, während deren unser trauriger Zug langsam durch die Tundra, über kahle unabsehbare Steppen, durch dichten Hochwald dahinschleicht. „O wär' ich am Ziel, und alles vorbei!“ Doch nein, nicht klagen. Wie hieß es doch im Lied, das uns unser Sängerleutnant vor einigen Tagen als Nachtgebet so ergreifend gesungen hatte?

Über Nacht über Nacht kommt still das Leid
Und eh' du's gedacht — o traurige Zeit —
Du grüßest den Morgen
Mit Bangen und Sorgen.

Über Nacht über Nacht kommt still das Glück
Und eh' du's gedacht — o selig Geschick —
Der düstre Traum ist zerronnen
Und Freud' ist gewonnen.

Über Nacht über Nacht kommt Freud und Leid
Und eh' du's gedacht, verlassen dich beid' —
Sie gehen, dem Herrn zu sagen,
Wie du sie getragen!

22. Dezember. Über Nacht kommt das Leid. Es kam auch über mich. Schon schlafe ich nicht mehr. vor Schmerz in den Eingeweiden, vor nervöser Abspannung. Ich bin am Ende meiner Kräfte und beschließe, auf der nächsten größeren Etappenstation mich beim Arzt zu melden.

Vierter Teil.

5000 Kilometer von der Heimat getrennt. — Krasnojarsk. — Krank. — Im Militärlazarett. — Erstes Weihnachten in Feindesland. — Was die anwesenden Gefangenen erzählen. — Kriegsgefangenen-Seelsorger. — Mitleid. — Neue Freunde. — Die Polenkirche. — Leichenbehandlung. — 52° R. — Ein Helfer. — Deutschenhaß. — Ein Musterbischof. — Fürchterliche Lage der Gefangenen. — Das Lager. — Epidemie. — Der Tod hält Ernte. — Im Offiziers-Typhusspital. — Fieberträume. — Dem Tod entronnen. — Die Feuerwache. — Was mit den Türken geschah. — Transporte. — Diebischer Knecht. — Diebischer Herr. — Unterschlagungen. — Streifzüge. — Ein russisches Leichenbegängnis. — Zum Gefangenenfriedhof. — Verdächtig. — Blütenlese aus russischen Zeitungen. — Verschickte. — Das Kolonisierungssystem. — Markttag. — Russisches Militär. — Musterung. — Alkoholverbot. — Russischer Größenwahn.

Als wir mitten in der Nacht zum 22. Dezember die Bahnstation Krasnojarsk erreichen, verlasse ich unter Bedeckung den Zug nach kurzem Abschied von meinen Reise- und Leidensgenossen in der sicheren Hoffnung, nach wenigen Tagen ihnen wieder nachreisen zu können. Vor allem aber wollte ich mit dem Kommandanten sprechen, ihn wegen des uns in Tscheliabinsk und Omsk gegebenen Versprechens eines besseren Wagens erinnern, über die Behandlung unserer Mannschaften, die Entziehung des Tagesgeldes, die unerhörte Behandlung seitens unserer Wachmannschaften beschweren usw. Doch es sollte ganz anders kommen. Man ließ mich überhaupt nicht zu

Worte kommen, stundenlang mußte ich in einem schmutzigen Raume warten, bis es dem Feldscher endlich genehm war, mich nebst einigen andern Kranken nach dem Militärlazarett in die Stadt bringen zu lassen. Am liebsten wäre ich gleich wieder umgekehrt und trotz meiner Schmerzen zum Zuge zurückgegangen. Doch das ging nicht mehr. Es herrschte eine fürchterliche Kälte! Nur ganz langsam kamen wir vorwärts, da wir einen armen Musketier mit erfrorenem Fuß nicht im Stiche lassen wollten, der nur mühsam auf seinem Stocke nachkommen konnte. Endlich war das Lazarett, ein niedriger Holzbarackenbau, erreicht. O Gott, wie sah's dort aus! Welche Atmosphäre verseuchter, dumpfer Luft in den nur von spärlichen Öllämpchen erleuchteten Räumen. Da lagen sie zu Hunderten, die Typhus- und Fieberkranken, manche mit 40° Temperatur, auf elenden Holzpritschen, die meisten ohne Strohsack, ohne Decken, ohne Mäntel, 29 davon auf dem bloßen, schmutzigen Boden. In ein Nebengelaß geführt, wo ein paar tschechische Unteroffiziere als Wärter neben dem russischen Lazarettgehilfen schliefen, trat mir der eine Böhme sein „Sofa" ab.

Dankbar drückte ich ihm dafür einen Silberrubel in die Hand, zu der damaligen Zeit eine Riesensumme, und hatte mir dadurch schon unbewußt das Zutrauen der Leute gewonnen. Fünfundzwanzig der bejammernswerten Opfer starben bald. Noch während derselben Nacht konnte ich, wiewohl kaum dazu imstande, zum erstenmal meiner Funktion als Seelsorger nachkommen. Zwei Monate waren manche von den Kranken schon hier gelegen, viele waren gestorben, ohne daß die Russen sich je darum gekümmert hätten, ihnen einen Geistlichen zu schicken, um wenigstens den mit dem Tode Ringenden den Trost der Religion zu spenden. Ob sonst kein Geistlicher da sei? Nur oben im Lager ein Österreicher und ein Ungar, die hätten da genug zu tun. und den polnischen Pfarrer des Ortes verständige man auch nicht. — Nette Zustände das, wenn man damit vergleicht, was in den deutschen Kriegsgefangenlagern und in den Hospitälern für die religiösen Bedürfnisse der Gefangenen geleistet wird. Jetzt, wo ich nach der Rückkehr z. B. die Schriften: „Militarismus und religiöses Leben im Weltkrieg, dargestellt an der Seelsorge einer Heimatgarnison von R. Oberlehrer Heinrich Josef Radermacher in Köln" und die vom „Ausschuß für Rat und Hilfe", Frankfurt a. M., herausgegebenen Büchlein: Aus deutschen Kriegsgefangenlagern, erste, zweite und dritte Folge, vor mir liegen habe, möchte sich aufs neue mir das Herz im Leibe umkehren, wenn ich an die Zeit der Gefangenschaft in Sibirien, an den vollständigen Mangel alles dessen denke, was zur Ausübung der Seelsorge gehört, an die Indolenz, an die Pietätlosigkeit der russischen Aufsichtsorgane, ja an die dem Haß ent-

sprungenen Schikanen und Hindernisse, die einem allenthalben in den Weg gelegt wurden. Noch will ich nicht vorgreifen, sondern den Aufzeichnungen meines durch List glücklich geretteten Geheim-Tagebuches folgend, die Zustände und Eindrücke während meines siebzehnmonatlichen Aufenthaltes wahrheitsgetreu wiedergeben.

Nun bin ich, das kann ich zunächst feststellen, gegen 5000 km von der Heimat entfernt. Werde ich sie wohl je wiedersehen?

Aus kurzem, von beängstigenden Träumen erfülltem Schlummer erwachend, fühle ich eine weiche Hand auf der meinen, sie sanft streichelnd und sehe zu meinem größten Erstaunen eine russische Krankenschwester in weißem Schurzkleide auf meinem Lager sitzen, die mit teilnahmsvollem Blick, mir, dem neuen Ankömmling, tröstende, begütigende Worte in unverständlicher Sprache zuflüstert. Leider sollte sich nach kurzer Zeit schon meine Ansicht, in ihr ein zartes, gefühlvolles, reines Menschenwesen erblicken zu können, in das Gegenteil verwandeln. Es war nur gut, daß sie unsere Sprache nicht verstand, als man später ihre wahre Natur, ihre aus slawischer Sinnlichkeit entspringende Sympathie für kriegsgefangene Offiziere und Ärzte usw. erkannte, als ihr sonstiges Leben und Gebahren, ihr Verhältnis sowohl zu dem weißköpfigen „Starschi", wie gleichzeitig zu einem jungen russisch-armenischen Arzt, obwohl sie schon verlobt war, allgemein bekannt und beleuchtet wurde, das übrigens unmittelbar nach ihrer bald erfolgenden Verheiratung skrupellos fortgesetzt wurde. — —

Welch ein Bild des Entsetzens bietet sich mir, als ich den großen Saal beim Licht des Tages wieder durchschreite, mich mühsam zwischen den Kranken und Sterbenden durchwinde. Da liegen sie, denen der mörderisch lange Transport in Sibiriens Eiswüsten während des furchtbaren Winters 1914/15 den Rest gegeben; andere sitzen nackt auf ihren schmutzigen Lagerstätten und suchen aus den Hemden die quälenden Blutsauger — die Läuse heraus! — „Kommen Sie," sagt mein Führer, der Böhme, „und werfen Sie einmal einen Blick durch das Schlüsselloch in den anstoßenden russischen Krankensaal!" Welch ein Gegensatz! Da sehe ich allenthalben reinliche, mit weißen Laken überzogene und mit Kissen und Matratzen versehene Betten, warme Decken, Nachtkästchen und Stühle. Ist's möglich? Also für die Kriegsgefangenen ist das — Schlechteste gut genug? Ich werde zur Spitalskanzlei geführt, dort werden nochmals meine Personalien aufgenommen und nun erfolgt meine Unterbringung in einem großen, von Russen wie Gefangenen belegten Krankenzimmer mit ungefähr 20 Betten, bis in der einzigen Offiziersstube, wie man mir sagen ließ, ein Platz frei würde.

Zum Glück ist der russische Arzt, dem unsere Station unterstellt

ist, ein gutmütiger Mann, Jude, versteht und spricht etwas Deutsch dank seiner früheren Berliner Studien und von menschenfreundlicher Gesinnung. Doch vermag er allein unter den acht bis neun anderen Ärzten, die sich um die Gefangenen absolut nicht kümmern und annehmen, auch nicht gegen die allgemein herrschenden russischen Mißstände aufzukommen. Ein Trost für mich, daß die schwere Darmstörung nach ein paar Tagen schon behoben ist. In liebenswürdigster Weise nehmen sich meiner sofort zwei von unseren gefangenen Ärzten an, die schon seit Oktober 1914 sich hier befinden, der deutsche Stabsarzt Dr. K. und der österreichische Landwehrarzt Dr. S., die beide schon im August gefangen genommen waren. Die beiden arbeiten unverdrossen unter den schwierigsten Verhältnissen, der eine in der Station für innere Krankheiten, der andere in der chirurgischen Abteilung. Die ganze Arbeitslast dieses, einen fortwährenden Bestand von 300 bis 400 kranken Kriegsgefangenen aufweisenden Spitals, liegt ausschließlich auf ihren Schultern. Uneigennützig und von den Russen noch mit keiner Kopeke außer der Gefangenengage entlohnt, widmen sie freiwillig ihre Kräfte dem schönen, opferfordernden, mühevollen Heilswerk an den Kranken. Gott möge es ihnen reichlich lohnen, was sie uns allen Gutes getan! — Auf hartem Strohsacklager lebe ich, mehr wachend als schlafend, noch einmal im Geiste die ganze dreiwöchige Eisenbahnfahrt durch, Tag und Nacht saust noch in Kopf und Hirn das Rollen der Räder, das nervenerschütternde, nach. Schon nach einigen Tagen fühle ich mich soweit hergestellt, daß ich in der Christnacht wenigstens mich nach unserer Gefangenstation schleppen kann, um mit den bejammernswerten Leidensgefährten zusammen — Weihnachten — feiern zu können. Das traurigste, ergreifendste Weihnachten, das ich je erlebte! Mitleidige deutsche Damen aus der Stadt hatten einige Liebesgaben gebracht, roh hatte man sie vom Eingang ins Lazarett weggewiesen, heimlich hatten sie später doch noch einiges davon durch den Zaun hindurch uns zustecken können.

Ich hielt den Kranken dann, selbst ob all des unsäglichen Jammers, der da meinen Augen entgegenstarrte, anfangs kaum eines Wortes fähig, eine Ansprache, ihnen, so gut ich konnte, Mut, Trost, Zuversicht auf Rettung, Genesung, Heimkehr erweckend. Herzzerreißend klang das „Stille Nacht, heilige Nacht" durch die dumpfen Räume. Kein Lichterbaum, keine strahlenden Weihnachtskerzen. — Hernach die Verteilung der kärglichen Gaben. Ein Stückchen Weißbrot, ein Stückchen Wurst war alles, was gegeben werden konnte und doch sollte man das frohe Aufleuchten der Augen so manches Genesenden gesehen haben, dem auch diese armselige Spende ein unverhoffter, langentbehrter Genuß war. —

Bei den Offizieren, in deren Stube ich jetzt übersiedeln konnte, finde ich eine herzliche, liebevolle Aufnahme. Den Weihnachtsabend, an dem natürlich eine frohe Stimmung nicht aufkommen konnte, verbrachten wir im Austausch unserer Kriegserlebnisse. — Was mußte ich da alles hören! Ein Tiroler Jägerhauptmann erzählte: „Bei der Festung Przemysl lag außerhalb des Zernierungsgürtels ein Choleraspital mit vielleicht 500 Kranken. Eines Tages erschienen zwei als österreichische Offiziere verkleidete Russen (wie sich später herausstellte) und verlangten, angeblich auf höheren Befehl, von dem Spitalsleiter, das Lazarett sofort wegen der Belagerungsgefahr in die Festung hineinzuverlegen. Da sich die beiden Offiziere nicht genügend ausweisen konnten, wurde natürlich dem Befehl nicht folgegegeben. Sie kamen noch einmal, und als sie auch dann unverrichteter Dinge abziehen mußten, ohne den geradezu teuflisch angelegten Plan, die Ansteckungsgefahr mitten in die Besatzung hineinzutragen, ausführen zu können — da erschienen eines Tages plötzlich die Russen mit gewaltiger Übermacht, umzingelten das Lazarett, steckten es an allen Ecken in Brand und schossen ohne Gnade und Erbarmen alles nieder, was sich durch die Flucht retten wollte!"

Wo ist das Barbarentum?

Dr. K. und Dr. S., unsere hochverdienten wackeren Ärzte, waren ebenfalls wie Dr. Sch. und ich mit dem Verbandplatz von den Russen aufgehoben und in die Gefangenschaft geschleppt worden. Alle Instrumente und Bestecke hatte man ihnen geraubt und nun sollten sie hier in Sibirien an den Gefangenen ärztliche Dienste tun. Woraus bestand das Instrumentarium, mit dem man dem Chirurgen hier zu arbeiten zumutete? Aus einem stumpfen Messer, aus einer Sonde und einer Schere, die nur mehr eine ganze und eine halbe Branche besaß. Er war also gezwungen, das fast noch neue sogenannte Sektionsbesteck zu benützen. Dr. K. erzählte, wie man bei seiner Gefangennahme den Verbandplatz seitens der Russen fünf Tage einfach vergessen hatte, ohne Verbandstoffe und Medikamente gelassen, wie ihnen endlich durch die Vermittlung eines deutsch-russischen Obersten, dem der Jammer der Verwundeten doch zu sehr zu Herzen ging, das Nötigste beschafft wurde usw. Tieftraurige Erinnerungen wurden da wieder geweckt. So endete der erste Weihnachtsabend im Feindesland — ohne Tannenreis und Kerzenschimmer — im Herzen bange Befürchtungen ob der Zukunft. — — —

Am 25. Dezember mußten wir, d. h. die katholischen Offiziere, Kranken und Wärter, so weit sie dazu imstande waren, wegen einer Kanzleischikane bis ½12 Uhr vormittags warten, ehe wir zum Gottesdienst in die dem Lazarett gegenüberliegende polnische Kirche, natürlich unter entsprechender Bedeckung, gehen konnten. Einen

so stattlichen Eindruck diese gotische Kirche, ein Backsteinbau in gefälligen Formen mit Doppeltürmen, nach außen machte, einen um so armseligeren Anblick bot das Innere mit seinen noch unbeworfenen Ziegelwänden und der ärmlichen Einrichtung in primitiver Schreinerarbeit dar. Die Kirchenfenster statt Glasmalerei nur aufgeklebte Diaphanien, teilweise in Fetzen herabhängend. Was dem Raum, der auch an Ostern genau so geschmückt wurde, einigermaßen feiertagliches Gepränge verlieh, waren die vielen Tannenbäume, die man aufgestellt hatte, wenigstens eine Erinnerung an die Heimat und an das Fest der Kinder.

Ich konnte wie heute, so auch am zweiten Weihnachtsfeiertag, am Neujahrsfeste und Dreikönigen und noch ein paarmal hier Gottesdienst usw. für die Unseren halten. Dann wurde es mit einem Male — wegen der Ansteckungsgefahr für die Stadtbewohner hieß es — verboten. Ich richtete alsdann einen Gottesdienst in der Lazarettbaracke ein, ohne erst die Russen um ihre Genehmigung zu fragen.

Der polnische Pfarrer bewohnt ein geräumiges, warmes Holzhaus neben der Kirche, er ist ein sehr freundlicher, entgegenkommender Mann, unsere Konversation beim Frühstück, zu welchem er mich einlud, und in der Folge, führen wir in lateinischer Sprache. Seine Pfarrei, die er mit drei Vikaren versieht, hat allein, wie er mir auf der Karte zeigt, eine Ausdehnung größer als die des Deutschen Reiches, jedoch nur 10 000 Seelen, wovon 2000 in der Stadt leben. Und wenn ich seinen Pfarrsprengel nun wieder als einen winzigen Fleck Erde gegenüber dem ganzen Sibirien auf der Karte erkenne, so kann man sich ungefähr ein Bild von der Riesengröße des asiatischen Rußlands machen. Viele, lang eingewurzelte Vorurteile, falsche Begriffe und schiefe Urteile über Deutschland, den Kaiser, Militarismus, Volk, Politik usw. gilt es diesen guten Leuten gegenüber zu bekämpfen, richtigzustellen, zu zerstreuen. Gerne tat ich es auch andern Stadtbewohnern gegenüber, mit denen ich im Verlaufe des ersten Halbjahres bekannt wurde, um dem Deutschtum im Auslande zu der ihm gebührenden Achtung und Anerkennung zu verhelfen, so weit ich konnte. — —

Die Tage vergehen nun in gleichförmiger Eintönigkeit. Ich besuche regelmäßig meine Kranken, deren Sterblichkeit von Woche zu Woche zunimmt, kein Wunder natürlich, da zu deren Aufnahme und entsprechender Behandlung seitens der Russen so gut wie nichts vorgesehen und vorbereitet war.

Die Ankündigung einer Visitation durch den Generalarzt in Irkutsk bewirkt, daß sämtliche Kranken in der allgemeinen Ab-

teilung wie in der Typhus-Baracke Betten, bzw. Strohsäcke erhalten und nicht mehr auf dem Fußboden liegen müssen. Welch tief traurige Eindrücke an den Sterbebetten! Wie viele Hunderte junger Menschenleben wären im Heimatklima, bei Heimatpflege noch zu retten gewesen. Soweit es auf mich ankommt, soll wenigstens keiner ohne Versöhnung mit seinem Gott aus der Welt gehen. Liturgische Formeln und Vorschriften können natürlich unter den gegebenen Umständen nicht innegehalten werden.

Rasch, sehr rasch muß, wie es Zeit, Ort und Umstände erlauben, im Kriege gehandelt werden. Sacramenta propter homines. Der Krieg lehrt uns ja so manches, wovon uns die Schulweisheit nichts träumen läßt, viele trennende Schranken fallen, auf höherer Warte stehend überschauen wir Menschenschicksal, Menschenleid, Menschenbestimmung, Tod, Trennung, Ewigkeitswerte — schämen uns so mancher kleinlichen Anschauung, durch die Schule in uns genährt und großgezogen. Weltkrieg, in deiner Riesenausdehnung von niemand vorausgesehen, in deinen Begleit- und Folgeerscheinungen von niemand geahnt, du wirst zum Lehrmeister, gegen dessen Doktrinen es keine Einwände mehr gibt! —

— — — Ein Tiroler Schütze bittet mich ganz kurz vor seinem Tode noch, ich möchte doch die Ärzte alle zusammenrufen, daß sie ein Mittel erfinden, das ihm ermögliche — sein Österreich noch einmal zu schauen. Manchem fällt das Scheiden ja so bitter schwer! Mit blutendem Herzen muß man sie hingehen sehen, all die großen, stillen Helden im Leiden und Dulden. — Was mit den Toten geschieht, weiß niemand. — Ein Leichenbegängnis vom Spital aus sah ich nie. Auch nicht das eines kurz vor meiner Ankunft verstorbenen österreichischen Hauptmanns. Was in der Stadt stirbt, gehört zum Amtsbereich des polnischen Pfarrers, in dessen Bezirk das Militärspital liegt. Auf meine Anfrage erhalte ich gar keine Antwort oder vielmehr: „Das ginge m i c h nichts an!“ Endlich erfahre ich es. Durch einen Tschechen. — Man berge die völlig nackten Leichname, angeblich, weil im Winter bei dem steinhart gefrorenen Boden keine Gruben gemacht werden könnten, in einem kellerartigen Verlies, dort werden sie aufeinandergeschichtet — wie Gefrierfleisch — zu Hunderten — bis zum Eintritt der wärmeren Jahreszeit. — Welche Pietätlosigkeit, welch bodenlose Roheit dieses Barbarenvolkes! Als ob es nicht Holz genug gäbe, mächtige Stöße davon anzuzünden, um das darunter liegende Erdreich genügend zum „Aufgraben“ zu erwärmen! Das wäre dem trägen Pack zu viel der Arbeit! Nie durfte ich anläßlich einer Beerdigung den Friedhof betreten. Gab's für die Kriegsgefangenen überhaupt einen? Ich bezweifelte es noch. —

Am 30. Dezember abends kam der längst gefürchtete Besuch des Generalarztes über ganz Sibirien. Aus diesem Anlaß hatte man vom Lazaretteingang einen neuen Teppichläufer durch die Baracke gelegt, den Kranken neue Wolldecken auf die Betten gelegt, frische Blechtrinkbecher auf die Nachtkästchen gestellt, die Betten frisch bezogen, — Potemkinsche Dörfer im Kleinen! — Eine Stunde schon nach der Visite des hohen Herrn, der in Begleitung der ganzen riesigen Trabantenschar russischer Ärzte und Lazarettbeamter seinen flüchtigen Rundgang machte, wobei wir ihm durch den russisch-jüdischen Arzt vorgestellt wurden, verschwanden diese Schmuckgegenstände wieder — bis zur nächsten Besichtigung. Natürlich fand der hohe Herr alles karascho, d. i. „gut und schön". Die Typhusbaracke unserer Kriegsgefangenen betrat er überhaupt mit keinem Fuß. —

Nochmal verfaßte ich ein Schreiben ans Kriegsministerium in Petrograd, da ich bald Gelegenheit finden sollte, durch einen tschechischen Sanitäter, der einen Transport nach Irkutsk zu begleiten hatte, dasselbe in der Kanzlei des Generalgouverneurs abgeben zu lassen. Das Gesuch ging zurück an die Militärbehörde in Kraßnojarsk und hatte zunächst den Erfolg, daß ich als Seelsorger in Kraßnojarsk verbleiben soll, daß den gefangenen Ärzten und mir sogenannte „Sabiskos" ausgestellt wurden, so daß wir fortan wenigstens ohne militärische Bedeckung in „Zivil", ohne rotes Kreuz, denn offenbar schämte man sich vor der Bevölkerung doch, so weit „hinter der Front" noch Träger des roten Kreuzes als „Gefangene" zu zeigen, ausgehen konnten, ich auch die Kirche und die beiden Stadtspitäler hin und wieder besuchen konnte. Ich konnte freilich von dieser Erlaubnis zunächst noch keinen Gebrauch machen, fehlte es mir doch noch vollständig an jeglicher Ausrüstung, in der man dem nun in furchtbarer Strenge einsetzenden sibirischen Winter gewachsen gewesen wäre. Temperatur bis — 52° R lasen wir bald von den Weingeistthermometern ab. Man wagte ja kaum die Nase zur Türe herauszustecken. — Dabei mangelhafte Beheizung, wir froren oft elendiglich. Wie mag es da wohl den armen Gefangenen im Lager droben ergehen? Wir erfuhren es zu bald nur! Dutzende von erfrorenen Fingern und Zehen, Händen und Füßen, die die Ärzte fast täglich zu amputieren hatten, lieferten uns die traurigen Beweise.

Auf ganz kurzen Strecken schon, z. B. beim Wasserholen, beim Brotfahren, kamen diese Erfrierungen vor. Durch die Güte eines mit dem polnischen Pfarrer befreundeten Herrn bekam ich einen warmen Mantel und Pelzmütze. Da wir stets drei bis vier Monate warten mußten, bis es den Russen genehm war, uns eine Gage, die für deutsche Stabsoffiziere in 75 Rubeln, für Offiziere vom Hauptmann abwärts in 50 Rubeln bestehen sollte, und wir not-

wendig Geld für unsere Winteranschaffungen brauchten, wollte ich meinen kleinen Goldschatz, um ihn ja nicht in Russenhände gelangen zu lassen, einem Herrn in Kraßnojarsk verpfänden, allein er nahm ihn nicht an und er, sowie auch ein anderer Herr, deren Namen oder Stand ich auch nicht einmal andeutungsweise anführen will, lieh uns großmütiger- und höchst entgegenkommenderweise, was wir einstweilen brauchten. Warum ich sie nicht nenne? Weil ich, wie ich die Russen jetzt kenne, mit Grund befürchten muß, man würde sie, falls man davon etwas erführe, aufs strengste verfolgen und bestrafen, auch später noch. Gleichwohl sei vor aller Welt diesen hochherzigen Gönnern und Wohltätern unser aller öffentlicher tiefster Dank ausgesprochen! — Der deutschen Regierung sind die Namen unserer Wohltäter inzwischen längst bekannt gemacht worden. Man war für alles, auch das geringste, was menschliches Mitleid und Nächstenliebe zu spenden versuchte, in diesen entsetzlich traurigen ersten Zeiten so unendlich dankbar. Am Neujahrstage, ich entsinne mich dessen genau, brachte ein altes Männchen nach dem Gottesdienste dem Hauptmann W. in der Kirche drei Rubel zur Verteilung an die armen kriegsgefangenen Soldaten. Abends unterhielten wir uns des längeren, natürlich heimlich und von den anderen russischen Ärzten unbeachtet, mit dem Dr. L. Diese Unterhaltung ließ uns einen tiefen Einblick tun in die Unwissenheit, um nicht zu sagen, Borniertheit gewisser russischer Kreise, die lediglich durch ihre von der Zensur beherrschten Blätter ihre Kriegsneuigkeiten und Nachrichten über politische Zustände erhalten. Nach seiner und der meisten gebildeten Russen Meinung und Überzeugung trägt natürlich nur Deutschland allein die Schuld an diesem Weltkrieg. Ja, so weit geht ihre Irreführung durch die Presse, daß man allen Ernstes glaubt, die deutsche Regierung habe den Befehl gegeben, den Thronfolger von Österreich zu ermorden, damit sie einen Anlaß zum Kriege gegen Serbien und damit auch gegen das verbündete Rußland habe. Das nur e i n Beleg dafür, was slawische Verschmitztheit, Lügenhaftigkeit und Verdrehungskunst zu leisten vermag.

Kein Wunder darum, daß sich durch alle Maßnahmen der russischen Militärbehörden gegenüber den Kriegsgefangenen wie ein roter Faden der offene oder versteckte Haß hindurchzog gegen alles, was „Deutsch" heißt. Ist auch der gegenwärtige Krieg selbst im sibirischen Volke und auch unter den in Sibirien ausgehobenen Mannschaften, wie man sich bald überzeugen konnte, durchaus nicht populär, so wird anderenteils der Haß und die Verachtung der Deutschen künstlich geschürt und genährt einmal, wie schon angedeutet, durch die Presse, dann aber auch und vor allem durch

die Priesterkaste, an ihrer Spitze die Bischöfe, in Versammlungen, Reden, von der Kanzel herab. —

Mit eigenen Augen konnte ich mich ja eines Tages selbst überzeugen, um ein ganz eklatantes Beispiel anzuführen, daß der orthodoxe Bischof von Kraßnojarsk über zwei Portalen seines Hauses seit Kriegsbeginn Inschriften in großen, weithin sichtbaren Lettern hatte anbringen lassen, die geradezu triefen von Haß und „Tod, Verderben, Vernichtung herabwünschen auf die Feinde Rußlands, des Friedens, des heiligen Zaren" usw. Derselbe Bischof war es auch, der nach glaubenswürdiger Aussage eines Kraßnojarsker Bürgers, als es sich darum handelte, in einer dazu einberufenen städtischen Dumasitzung über die Unterbringung der ersten, in Kraßnojarsk eingetroffenen Kriegsgefangenen zu beraten, aufstand und erklärte: „auf dem großen Markte zwischen seinem bischöflichen Palais und der Kathedrale sei ein großer Platz; auf diesem ließen sich ja viele Holzhütten (man denke im sibirischen Winter!!) bauen zur Aufnahme der Kriegsgefangenen und, wenn es deren zu viele würden, wozu hätte man denn Maschinengewehre??!!" Selbst einem anwesenden russischen pensionierten General klang dies zu roh und grausam, denn er nahm hierauf sofort das Wort, die Kriegsgefangenen als Menschen, wehrlose, unseres Erbarmens, Mitleides und unserer Unterstützung bedürftige Menschen in Schutz nehmend und drückte sein Befremden darüber aus, gerade aus dem Munde eines Bischofs, eines Friedensverkündigers und Predigers der Menschenliebe derartige harte Worte hören zu müssen! — — — Derselbe Bischof war es auch, der in der Kraßnojarsker Presse wiederholt Klage erheben ließ über die Verteuerung der Lebensmittel in der Stadt durch deren Massenaufkauf von seiten der Kriegsgefangenen im Lager, worüber jedoch niemand froher war, als eben die Geschäftsleute. Aber gehetzt muß sein von den Reaktionären Rußlands aller Schattierungen bis zum Zarenthron hinauf gegen die so sehr gehaßten Deutschen, um sich dort „lieb Kind" zu machen und einen möglichst hohen Orden zu ergattern. Nur mit Ekel und Verachtung konnte ich das Bild dieses „Kirchenfürsten" und Hetzers mit seinen „wohlverdienten" Orden auf der Brust in dem Schaufenster eines Photographen ansehen. Ob er sich vor dem obersten Richter einst wird so leicht verantworten können, eingedenk des Heilandswortes: „Alles, was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan"? — — —

Dichter Schnee liegt auf den hartgefrorenen Straßen, ein schneidend kalter Wind läßt einem, wenn man nicht in größtem Eiltempo seine Wege macht, das Blut fast in den Adern, das Wasser in den Augen gefrieren. Wie humpelnde Pelzsäcke die Menschen,

die langzottigen Pferdchen weiß von Rauhreif bedeckt. So schnell nur jeder kann, verschwindet er wieder nach Erledigung seiner Geschäfte unterm schützenden Obdach der Häuser, aus deren Tausenden und Tausenden Kaminen der Rauch emporquirlt und wie eine ungeheure Wolke sich über die Stadt lagert. — Tagelang kann man natürlich bei solch mörderischer Kälte die Häuser nicht verlassen. Die Feste kommen und gehen, wir feiern sie alle doppelt, da auch die Katholiken strenge verpflichtet sind, den alten griechischen Kalender einzuhalten, der um 13 Tage zurück ist. So haben wir Epiphaniefest zusammen mit dem russischen Weihnachtsabend. Von den Türmen der gewaltigen Kathedrale und der zahlreichen russisch-orthodoxen Pfarrkirchen dröhnen unablässig die Glocken. In Rußland ist ja ewiger Feiertag. Die Glocken werden jedoch nicht wie bei uns zulande geläutet, sondern mit Hämmern angeschlagen. An dieses „Beiern" mit seinem monotonen Rhythmus vermag das deutsche Ohr sich nicht zu gewöhnen. Am Weihnachtsfesttage treffe ich zum erstenmal mit meinen gefangenen Kollegen vom Lager droben zusammen. Der Stadtpfarrer hat sie beim Stadtkommandanten ausgebeten. Von ihnen, sowie von den vereinzelt im Lazarett erscheinenden Offizieren erfahre ich so vieles Schreckliche über die Lage unserer Kriegsgefangenen dort, daß ich mir schon ein ziemlich genaues Bild davon machen kann, welches von der Wirklichkeit, wie ich mich bald mit eigenen Augen überzeugen konnte, weit übertroffen wurde.

Zur Beruhigung solcher Leser, die vielleicht Angehörige als Kriegsgefangene dort beklagen, sei jedoch bemerkt, daß jetzt, im Jahre 1916, die Zustände sich gebessert haben, dank der von uns selbst getroffenen Maßnahmen zur Linderung der Not. —

Was jedoch wir vom Winter 1914 bis zum Sommer 1915 dort gesehen und erlebt haben, spottet jeder Beschreibung. —

Zur Zeit meiner Ankunft befanden sich ungefähr 7000 Kriegsgefangene im Lager. Die Offiziere erhielten in den zum Teil erst ausgebauten Kasernen des Woëni-Gorodok, d. i. Kriegerstädtchen, leere Zimmer angewiesen, die Stabsoffiziere zu zweien und dreien, die übrigen zu fünf bis sieben, in denen sich nichts vorfand als eine eiserne Bettstelle ohne Bretter. Alles übrige mußten sie sich selbst beschaffen, die Bretter, den Strohsack oder eine Matratze, Decken, Kissen, Bezüge, Waschgefäße, Tisch und Stühle, in primitivster Art von den Kriegsgefangenen hergestellt usw. Und das alles für die 75 bzw. 50 Rubel monatlich, auf deren Auszahlung sie zunächst ein Vierteljahr nach Ankunft warten mußten.

In der Zeit vom 1. Juli 1915 bis zu meinem Abgange Ende April 1916 war den deutschen Offizieren noch dazu die Gage ge-

kürzt worden auf 47 bzw. 28 Rubel 20 Kopeken. Dafür mußte man sich auch die vollständige Verpflegung, Wäsche, Kleider, Schuhwerk, Bezahlung der Diener, auch die Beheizung und Beleuchtung der Zimmer leisten, da man mit den von den Russen gelieferten drei Scheiten Holz pro Tag und Ofen hätte erfrieren können. (Man vergleiche damit die Unterbringung und Verpflegung russischer Offiziere in Deutschland!) Die Wohnräume in den unfertigen Häusern können nicht sauber gehalten werden, da die Dielen und Vorplätze vielfach noch nicht gebrettert oder gepflastert sind, voll Bauschutt liegen. Die Treppenhäuser ohne Beleuchtung, die Stiegen ohne Geländer, die Fenster in den Treppenhäusern nicht genügend eingemauert und verdichtet, jedem Zugwind Einlaß gewährend. Während man früher, namentlich mit Rücksicht auf ältere und kränkliche Herren, Selbstmenage in den Offizierswohnungen bzw. -küchen, die auch den Köchen und Burschen als Schlafräume dienen mußten, erlaubte, oder den Besuch der anfänglich außerhalb des eigentlichen Lagers sich befindlichen sogenannten Speiselawken, wo man für 16 Rubel monatlich im Abonnement essen konnte, gestattete, wurde seit Beginn 1916 jeder Offizier, nachdem man diese verschiedenen Speiseanstalten geschlossen und die Postenkette enger gezogen hatte, gezwungen, in den zwei Speiseanstalten innerhalb des Kasernenrayons für 22 Rubel monatlich, ohne Frühstück, ein kaum genießbares, meist kaltes Mittag- und Abendessen einzunehmen, falls er nicht, wie zu Beginn viele Monate, die Verpflegung durch Mannschaftskost vorzog. Auch der Besuch der Stadt, anfangs einzelnen Offizieren in Begleitung von russischen Soldaten einigemal in der Woche zu Einkäufen usw. gestattet, wurde später ausnahmslos verboten, ebenso das Betreten der Mannschaftsbaracken. Die Behandlung der Offiziere durch die als Aufsichtsorgane im Lager tätigen sogenannten Praportschеks, ungefähr unseren Offiziersstellvertretern entsprechend, war eine durchaus unwürdige. Diese Herrchen, meist ungediente Leute, mit mittlerer oder mangelhafter Schulbildung, die man zu Beginn des Krieges eingezogen, sechs Monate auf der Praportschekschule zu Offizieren in russischem Sinne herangebildet hatte, übten Willkürherrschaft aus, sperrten selbst Stabsoffiziere nach Gutdünken in Arrest auf geringfügigste Veranlassungen hin, z. B. wenn sie sich beschwerten über wahrgenommene Mißstände oder wie jene Offiziere, die bei der Weihnachtsfeier ein Hoch auf Kaiser Wilhelm ausgebracht hatten. Deutsche dürfen monatlich 3—4 Karten schreiben, Telegramme oder Briefe, wie sie den Österreichern erlaubt sind, dürfen nicht abgesandt werden. Wenn von diesen drei Karten eine nach der Heimat gelangte, war es viel. Russische Soldaten schlagen Offiziere. Gegenüber Ausschreitungen

von betrunkenen Kosakenoffizieren, die in wiederholten Fällen aus purem Haß und Mutwillen auf deutsche und türkische Offiziere mit Säbel und Pferdepeitsche einhieben, versagte in einzelnen Fällen der angerufene Schutz des russischen Obersten und Lagerkommandanten fast gänzlich. Bei der Untersuchung kam einfach nichts heraus. Bei anderen Gelegenheiten, wo sich Ärzte und Offiziere um mißhandelte, von Posten angeschossene Gefangene, die im Fieberdelirium aus dem Lazarett entwichen und über die Postenkette gegangen waren, anzunehmen versuchten, wurden diese Herren, sowie gänzlich unbeteiligte unschuldige Zuschauer kurzerhand ergriffen und wochenlang im Arrest eingesperrt. Desgleichen die Mitbewohner eines Zimmers, aus denen ein Offizier geflohen war, nachdem man ihnen bei vorausgegangener jedesmaliger gründlicher Hausdurchsuchung und schmählicher Leibesvisitation alles Geld über die Gage, alle Briefe, Karten, Schriften usw. abgenommen hatte. Auf der Flucht ergriffene und wieder zurückgebrachte Offiziere werden dauernd bis Friedensschluß in Arrest gesteckt und können sich täglich nur eine Stunde im Freien ergehen. Eine Annäherung oder Gespräch mit ihnen wird ebenfalls mit Arreststrafe geahndet. —

Ein österreichischer Major, der sich in ganz hervorragender Weise in der ersten Zeit der Kriegsgefangenen annahm, die vorgefundenen Mißstände und Beschwerden auf Leinwand schreiben ließ, um sie in Uniformstücke einnähen zu lassen zwecks sicherer Zustellung an die Heimatbehörde, wurde verhaftet, als man, jedenfalls durch Verrat, die Sachen entdeckte, wurde dann viele Monate auf der Hauptwache der Stadt interniert, ein Posten schoß sogar einmal durchs Fenster. Ungeachtet seiner Erkrankung an einem schweren Ohrenleiden ließ man keinen Arzt zu ihm. Er sollte vor ein Kriegsgericht gestellt und angeblich wegen Spionage erschossen werden. Deutscher Intervention durch eine Kommission vom Roten Kreuz und vor allem einem Schreiben, das man dem Kommandanten von Kraßnojarsk in die Hände zu spielen wußte, verdankt er, daß man ihn endlich doch nach Irkutsk brachte, ihn dort formell vor ein Kriegsgericht stellte und glänzend freisprach. Das Schreiben hatte nämlich enthalten, daß man, falls dem Major auch nur ein Haar gekrümmt würde, in Deutschland gegen 10 russische Stabsoffiziere ebenso verfahren würde, entsprechend der Zahl der gefangenen russischen Offiziere, und daß man ihn darauf aufmerksam mache, daß auch sein leiblicher Bruder, Oberst M., sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befinde! Das half. —

Ungleich schlimmer war, namentlich in der Zeit vom Herbste 1914 bis Sommer 1915, die Lage unserer Mannschaften, und wenn sich dieselbe jetzt um vieles gebessert hat, ist dies nur der tatkräftigen

Organisation von seiten des deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Offizierskorps zu verdanken, sowie den Hilfsaktionen der deutschen und österreichischen Regierung und deren Inswerksetzung durch die neutralen, nach Sibirien entsandten Hilfskommissionen vom Roten Kreuz.

Zerlumpt, ohne Schuhwerk, schmutzig, verlaust durch die übermenschlich langen Transporte kamen die Soldaten aus dem Felde an. Schlecht untergebracht in überfüllten Räumen, die nur mangelhaft geheizt sind, liegen sie, ohne Decken, großenteils auch ohne Mäntel nur auf Holzpritschen in zwei Etagen übereinander und suchen sich das Ungeziefer ab. Durch das enge Zusammenliegen in den während des fürchterlichen Winters fast stets hermetisch geschlossenen Räumen wurde in der völlig verbrauchten, stickigen Atmosphäre ein wahrer Brutherd von Infektionskrankheiten geschaffen. In erschreckender Weise, namentlich gefördert durch die Unterernährung der bedauernswerten Ankömmlinge, griffen Ruhr, Dissenterie, Nephritis, Lungenschwindsucht und Typhus um sich. Mit den vorhandenen spärlichen Heilmitteln sah man sich sehr bald völlig machtlos gegenüber der jetzt grassierenden Epidemie des Flecktyphus, die in wenigen Monaten fürchterliche Lücken in die Reihen der Kriegsgefangenen riß.

Der eigentliche Krankheitserreger oder vielmehr Überträger, das Ungeziefer, vor allem die Läuse, waren in den verschmutzten, nie gewechselten, durch frische Wäsche niemals ersetzten Bekleidungsstücken der bedauernswerten Opfer der Kriegsgefangenschaft zu einer erschreckenden Menge angewachsen, ehe man daran denken konnte, Abhilfe zu schaffen. Was man in den Typhusbaracken des Stadtlazarettes unterbringen konnte, brachte man. Bald waren sie überfüllt. Täglich sterben Dutzende. Welchen Anblick bieten manche! Da wird einer von Gorodok eingeliefert, der von oben bis unten mit Dermatitis behaftet ist, 5—6 Phlegmone aufweist, und nicht von Hunderten und Tausenden, sondern von Zehntausenden von Läusen wie übersät ist — fast buchstäblich bei lebendigem Leibe vom Ungeziefer aufgefressen. Einen nach dem andern auch unter uns nimmt es mit. Das vom russischen Dr. L. im ehemaligen Wöchnerinnenasyl der Stadt schnell eingerichtete Offiziers-Typhusspital, zunächst mit 28 Betten, ist in kürzester Zeit gefüllt. Schon liegt auch mein österreichischer junger Konfrater dort darnieder. Als erster aus unserer Mitte muß unser unermüdlicher Stabsarzt Dr. K. dorthin geschafft werden. Viele aus dem Lager hierher gebrachte Kranke ereilt der Tod in den Kistenschlitten, in denen man sie sterbend noch zum Militär-Lazarett der Stadt heranbringt. Innerhalb weniger Monate hat diese unheimliche Krankheit, der die Ärzte

ratlos, machtlos gegenüberstehen, 9 Ärzte, 16 Offiziere, 1300 Mannschaften hinweggerafft. Todesmutig waren 10 Offiziere für die als Opfer ihrer Pflicht umgekommenen Ärzte in die Bresche gesprungen, hatten, ohne der Ansteckungsgefahr und des eigenen Lebens zu achten, freiwillig sich zum Sanitätsdienst in den Baracken gemeldet, und alle zehn waren in kurzem ebenfalls Opfer ihrer kameradschaftlichen Hingebung und todesverachtenden Samariterdienste geworden. — So wütete der Tod noch hinter Front und Schlachtfeld, ähnliche Hiobsposten trafen aus Omsk, Nowo-Nikolajewsk und anderen Orten ein. —

Du hast sie auf dem Gewissen, bis in dein Mark an einer in der ganzen Welt nicht wieder vorzufindenden Korruption deiner Regierenden und Beamten verseuchtes, versumpftes, von wahrer Kultur noch ein halbes Jahrhundert entferntes Rußland, — alle diese Opfer!! —

Du kennst nicht oder willst nicht kennen den Inhalt des neuzeitlichen Kriegsrechtes, das in den Kriegsgefangenen, nachdem sie waffenlos, wehrlos geworden, nichts anderes sieht wie Bürger gleichsam eines allerdings nur angenommenen großen, weltumfassenden Menschheits- und Einheitsstaates, für die vorläufig alle trennenden Länder- und Völkerschranken gefallen sind. Das letzte, was sie noch besitzen und soweit sie es noch haben, ihr Leben, ihre Gesundheit, ist ihr heiliges, unantastbares Recht, für das der die Gefangenen unterhaltende Staat vollen Schutz zu gewährleisten hat. Sieh einmal zu, mit welch gewissenhafter Sorgfalt hierin Deutschland, von dem genannten Gesichtspunkt ausgehend, der Aufgabe der Gesunderhaltung seiner Kriegsgefangenen nachkommt! — Daran könntest du wie deine famosen Verbündeten ein Beispiel nehmen!...

Die Ärzte und ich, die im Militärhospital zusammen eine Stube bewohnten, hatten zwar keine Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen, die unser täglicher Verkehr in den Krankenräumen dringend erheischte, stets trug ich den weißen Spitalsmantel über meinen Kleidern, neben der Türe stand die Waschschüssel mit Sublimatlösung, in der man bei jedem Eintritt ins Zimmer sich nochmal die Hände wusch, hatte man doch verschiedene Türklinken in die Hand nehmen müssen — jeden Abend wurde genaue Durchsuchung der Leibwäsche vorgenommen, da man selbst bei der sorgfältigsten Reinlichkeit sich des Ungeziefers nie ganz erwehren konnte. Nur einer

glaubte eine Ausnahme machen zu dürfen, ein junger, galizischer jüdischer Mediziner, Doktor sogar, der jedoch früher noch nicht praktiziert hatte. Wie er aus dem Spital kam, mit den nämlichen Stiefeln, mit denen er vorher auf dem durchseuchten Boden der Typhusbaracke herumgegangen war, warf er sich aufs Bett, meist verkehrt, d. h. die Füße auf dem Kissen, auf dem er dann wieder schlafen sollte. Unsere Warnungen und Mahnungen verhallten an tauben Ohren. Unglaublich, wie ein Mann seiner medizinischen Vorbildung sich so benehmen konnte! Aber die Folgen blieben nicht aus. Für ihn nicht und für uns nicht. Als erster mußte, wie schon erwähnt, Dr. K. daran glauben. Ihn packte es am schwersten. Tagelang rang er mit dem Tode, neben ihm sah ich bei meinen Besuchen im Offiziersspital manchen die Augen zum ewigen Schlummer schließen. Aber er überstand es glücklich, nur ganz grau war er in wenigen Wochen geworden. An unsere Besuche erinnerte er sich nicht mehr. — Da traf's auch mich. Urplötzlich. — Eines Morgens war ich im Baderaum beim Waschen dem Wärter ohnmächtig in die Arme gesunken. Erst lag ich noch einige Tage in unserem Zimmer — aber ich hielt es, um der anderen willen, für besser, wenn man mich auch nach dem L.-Spital brächte. — Dort lag ich nun, mein Schicksal erwartend. — Wie's eigentlich mit mir, namentlich die ersteren Tage, war, weiß ich nicht mehr. Erinnere mich nur, daß ich mit wahnsinnigen Kopfschmerzen viele Tage, Schnee- und Eiskompressen aufgelegt, schlaflos, in halbwachem Zustande, völlig apathisch, teilnahmslos gegen alles um mich, dalag. Mein Blick fiel von meinem Lager aus durch ein Oberlichtfenster auf einen Holzturm. Es war ein Feuerwachtturm. Die Kaserne der städtischen Feuerwache stieß an unser Lazarettgebäude. Jede Stunde des Tages und der Nacht hörte ich dröhnend vom Turm der benachbarten Kathedrale schlagen. Jede Stunde sah ich den Feuerwachmann die Holztreppe zur Plattform des Turmes hinaufklettern und mit einem Hammer die Stunde an einer dort unter einem Schutzdache aufgehängten Glocke nachschlagen. Die Kontrolle war's für die Stadt. Scharf sah ich noch die pelzvermummte Gestalt vom grauen Winterhimmel, vom monderhellten Nachtgewölk sich abheben. — Jede Stunde. — Wie sie langsam rannen. — Dazu die Träume — selbst mit wachen Augen! — Ich zog bald mit meiner Kavallerie-Division durch brennende Franktireurdörfer Belgiens — dann sah ich meinen Kommandeur von einer Russengranate niedergestreckt — unzählige Eisensplitter zog man aus seinem Körper — plötzlich war ich wieder mitten im Compiègner Wald, — morgen sollten wir im Frühlicht des Septembertages den Eiffelturm von Paris sehen — da zog ein gelber Steppenwolf meine

Aufmerksamkeit auf sich, der fortwährend um unsern Wagen kreiste und wartete, ob man ihm nicht bald einen Erfrorenen hinauswürfe. — Und wieder ein Dröhnen und Rollen von schweren Haubitzen — ununterbrochenes Rattern von Maschinengewehren — nein der knirschenden Eisenbahnräder über den Schienen durch den endlosen, sibirischen Urwald war's — — — Nur hier nicht sterben — ich will nicht so lange liegen, bis der Boden auftaut — auf den nackten Leichen in der Totenkammer. — — — Stimmen. — Ich verstehe genau, was sie sprechen — Fieberfrei!! — Am Namenstag ward mir die Kunde. — Ich genas. — Schnell. — Nochmal hatte meine Eisennatur der Gefahr getrotzt. — Ende März konnte ich schon wieder ins alte Spital übersiedeln. Inzwischen hatte auch der junge leichtsinnige Dr. M. daran glauben müssen. In viel heftigerem Grade als mich packte es ihn. Nun war und blieb nur ein einziger, unser guter österreichischer Dr. S. verschont, sonst hatten, auch droben, fast alle Ärzte ihren Tribut an die fürchterliche Krankheit bezahlt. Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Noch war die Epidemie auf ihrem Höhepunkt. Nur ganz gesunde Naturen, ohne innere organische Fehler, hielten durch. Strenge Absperrmaßregeln wurden getroffen. Es kam niemand mehr in die Stadt. Auch wir aus dem Spital nur ganz selten noch. —

Die Telegramme und Zeitungen in russischer Sprache, die wir täglich vorlesen und übersetzen lassen, ließen uns auf negative Weise wenigstens zwischen den Zeilen ersehen, daß unsere Sache nicht schlecht stehen muß nach der Winterschlacht in den Masuren, denn ein etwaiger Sieg wäre mit den volltönendsten Phrasen und Jubelfanfaren verkündet worden. Gottlob, ein Lichtstrahl wieder in das Dunkel unseres Daseins und ein Schimmer von Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Man hört jetzt manchmal sogar von einem Austausch der Ärzte und des Personals vom Roten Kreuz, von einer Rücksendung der Kriegsuntauglichen; bei der langsamen, schneckenartigen Arbeitsweise der russischen Behörden hat es wohl noch gute Wege. Reiche gleichwohl ein Gesuch an den Generalgouvernator ein und wiederhole dies in der Folge noch etwa drei- bis viermal — weiter als in dessen Papierkorb scheinen alle diese Eingaben indes nicht gewandert zu sein. Gefühl kennt man überhaupt nicht. Entsetzliche Szenen bieten sich immer wieder bei der Ankunft neuer Transporte. Von einer niederträchtigen Bosheit, höllischen Roheit zeigt das Verfahren gegen einen Türkentransport. In Baku am Kaspischen Meer hatte man die armen Gefangenen in Viehwagen eingepfercht, diese verschlossen und plombiert und bis Kraßnojarsk in Sibirien nicht mehr geöffnet. Brot und warmes Wasser wurde nur hin und wieder durch die oberen engen Gitterfenster gereicht, so daß man

bei der Ankunft 55 tote Türken, die vor Kälte, Hunger und buchstäblich in ihrem eigenen Unrate umgekommen waren, aus den Wagen zieht. — Fast schien es, als ob es die Russen darauf anlegten, daß möglichst viele von den verhaßten Feinden, die der Tod auf dem Schlachtfelde noch verschont hatte, auf solche Weise elend zugrunde gehen sollten. —

Gewaltige Wasserstürze brachte der Monat März mit sich, und an Tauwettertagen brachte man die Toten denn aufs Leichenfeld. In Kisten wurden sie zu Dutzenden weggefahren, niemand durfte sie begleiten, eine Totengräberabteilung, aus den Kriegsgefangenen zusammengestellt, mußte sie in den langen Reihengräbern, nachdem man die Kisten entleert, zur letzten Ruhe einsenken, dann holte der Wagen eine neue Ladung. Von geradezu bodenloser Roheit und Gedankenlosigkeit der russischen Soldateska zeugt folgender Vorfall:

Eines Tages setzten die Russen eine schwangere Frau aus Ostpreußen, die zu ihrer Entbindung nach der Frauenklinik in die Stadt gebracht werden sollte, auf eine dieser Transportkisten und ließen sie, zum Glücke völlig ahnungslos von dem fürchterlichen Inhalt, den der Behälter unter ihr enthielt, mitfahren. — — —

Als wir hinter diese jedem Pietätsgefühl geradezu hohnsprechende Bestattungsweise gekommen waren und ganz energisch Abstellung derselben forderten, da wurde endlich von den Russen genehmigt, daß die kriegsgefangenen Schreiner Särge, freilich aus ungehobelten, roh zusammengezimmerten Brettern, herstellten. Aber selbst dann noch brachte es der diebische Spitalsfeldwebel in Kraßnojarsk fertig, um für sich noch Gewinn herauszuschlagen, je zwei und zwei Mann zusammen in einen Sarg legen zu lassen; das Geld für den zweiten Sarg konnte er auf solche Weise immer in seine Tasche stecken. Er bestahl die armen kranken Gefangenen wo er konnte, am Holz, das ihnen zu liefern war, ständig klagten sie über die ungenügende Beheizung der Baracken; an Milch und Brot, Tee und Zucker und sonstige an die Küche gelieferten Viktualien, um sie anderwärts wieder weiterzuverkaufen — die Leute hungerten oft schändlich — das rührte ihn nicht — selbst als ein russischer lazarettkranker Offizier ihm seine schändlichen Unterschlagungen und Betrügereien ins Gesicht vorhielt. — Der Mann hatte, wiewohl er wie seine Frau von Haus aus arm waren, bei seinem monatlichen Feldwebelgehalt von 18 Rubel es dennoch so weit gebracht, daß er nunmehr zwei Häuser schuldenfrei in der Stadt besaß, 60000 Rubel auf der Sparkasse oder Bank liegen hatte und Sohn und Tochter auf dem Gymnasium studieren lassen konnte. Doch der Knecht ist nicht über dem Herrn, der Gehilfe nicht über dem Meister. Wer russische Korruption und Beamtenwirtschaft kennt, der konnte sich's leicht

ausrechnen, daß „höhererseits" noch viel mehr ver—dient werden mußte. In der Tat wurden unglaubliche Summen, teils von der deutschen und österreichischen Regierung angeforderter Gelder zur Abstellung der schreiendsten Notstände, zur Beschaffung von Verbandstoffen, Medikamenten, Instrumenten usw., ferner Post- und Bankgelder an die Kriegsgefangenen von dem damaligen russischen Kriegsgefangenenkommandanten. — er führte leider einen deutschen Namen — und seinen Helfershelfern unterschlagen. In der Stadt galt dieser „Herr" schon lange unter der Bürgerschaft als notorischer Säufer und Spieler, dem Tausende in einer Nacht aus den Fingern rollten. Es wurde Anzeige gegen Oberstleutnant G. nach Irkutsk erstattet, er seines Dienstes bei den Kriegsgefangenen enthoben. Da der Boden ihm sicher zu heiß wurde, meldete er sich an die Front. „Nitschewo" hieß es, mit nichten, er dürfe Kraßnojarsk mindestens zwei Jahre nicht verlassen, bis das Kriegsgericht nicht über ihn abgeurteilt habe. Was geschah? Der Defraudant läuft heute noch in Uniform frei in der Stadt herum, ein kriegsgerichtliches Verfahren wurde nie gegen ihn eingeleitet und von den veruntreuten Summen ist noch keine Kopeke zurückerstattet worden. — Eine Hand wäscht die andere. So geht es im heiligen Rußland. —

Wieder setzten recht bitter kalte Tage ein, als ich aus dem Offiziers-Typhusspital ins Militärlazarett zurückkehrte. Ziemlich entkräftet nach dreiwöchigem Fasten, da die einzige uns dort verabreichte Nahrung nur aus wenig Suppe und dünnem Griesbrei, später mit Zugabe eines Fruchtsaftes, bestand, eine Diät, die übrigens bei Typhus von günstiger Wirkung blieb, konnte man bei der monotonen Lazarettkost nicht rasch wieder zu Kräften kommen. In rührender Einerleiheit wechselte dort jeden Tag, Mittag und Abend, der sogenannte „falsche Hase" ab, das einemal mit, das anderemal ohne Reis gefüllt, mittags ging die Krautsuppe voraus. Als einziges Gemüse, mit verschwindenden Ausnahmen während der ganzen Gefangenschaft: Kartoffeln, die aber nicht im entferntesten an unsere schmackhafte deutsche Knollenfrucht heranreicht. Obst ist sehr teuer in Zentralsibirien, da es dort nicht gedeiht und aus den südlichsten Provinzen des russischen Reiches, aus dem Kaukasus, der Krim und Taschkent eingeführt werden muß. Ein Apfel kostete z. B. zuletzt 50—60 Pfennig, eine Zitrone 90 Pfennig.

Was für so manche arme Kranke ein wahres Labsal bilden würde, muß ihnen, weil unerschwinglich für sie, versagt bleiben.

Inzwischen ist unsere Ärztestube von russischen Offizieren mit Beschlag belegt worden. Ich muß ein sehr übles Quartier beziehen, ein Durchgangszimmer zwischen dem Korridor und einer großen Russenstube für Augen- und Gehörleidende. Fromm will der „Mu-

schik" immer sein, darum hängt auch in jeder Zimmerecke, selbst in den Kasernen, Bahnhöfen und Wartesälen das Heiligenbild mit einem Öllämpchen davor. Nun geht es aber unaufhörlich von morgens 5 Uhr an bis nachts 11 Uhr trapp trapp! bald von den schwerbenagelten Stiefeln der Ultscheniks, der Lazarettgehilfen, bald von den geflügelten Schritten der Starschis, der Schwestern und Ärzte, und jedesmal fliegen auch die beiden Türen mit lautem Gekrache zu oder bleiben, dem Zugwind Raum gewährend, sperrangelweit offenstehen. Keine Ruhe bei Tag und Nacht! Wir beschweren uns. Erfolg? Man errichtet rechts und links des Durchgangs im Zimmer äußerst durchsichtige spanische Wände, einfache Lattengestelle mit dünnem Stoff überzogen, das ist die Abhilfe. Fürs Gehör allerdings bleibt alles beim alten, nur der Gesichtssinn wird fortan an uns nicht mehr beleidigt durch den unfreiwilligen Anblick schöner Russentypen.

Noch volle zwei Monate muß ich mit noch sechs anderen Herren in diesem Verschlag, den wir längst „Affenkäfig" benamst hatten, aushalten. — Der Krankenstand war jetzt auf das höchste gestiegen, gegen 2000 mögen wohl von der Seuche ergriffen worden sein, wovon 60—65 % starben. Auch in der Stadt kamen vereinzelte Fälle vor.

Zufällig wurde ich eines Tages Augenzeuge eines Leichenbegängnisses. Erst traute ich meinen Augen nicht, als ein mächtiger Zug die Hauptstraße sich langsamsten Schrittes herabbewegte. Alles in Weiß. Nicht wie bei uns ist Schwarz in Rußland die Trauerfarbe, sondern Weiß. Weiß das Kreuz und die Fahnen, weiß die Chorgewänder, der Geistlichkeit Schärpen, weiß die Laternen und Kränze, weiß die Pferde behangen, und in weißen Habits und Schärpen, mit brennenden weißen Kerzen in den Händen, mit weißen Handschuhen die Totenmänner, die den Sarg begleiten. Der Tote, damals war es ein höherer russischer Offizier, liegt in einem offenen weißen Sarge, den wieder nur Blumen und Kränze und Schleifen in weißer Farbe zieren.

So wird der Tote noch einmal durch die ganze Stadt gefahren, den Sargdeckel tragen sechs Männer dem Leichenwagen voraus. Er wird erst am Grabe unter besonderen Zeremonien auf den Sarg gelegt. Das übrige Bild des Begräbnisses nicht viel verschieden von dem unsern, nur gehen die Leidtragenden nicht wie hierzulande in schönen Paaren geordnet hinter dem Sarge her, sondern eine kunterbunte Menge, Frauen und Männer in dichten Scharen, die ganze Straßenbreite einnehmend, wälzt sich einher. So ist es auch bei allen Prozessionen und festlichen Aufzügen. Man möchte darin fast ein Sinnbild erkennen. Der Deutsche in allem musterhaft ge-

ordnet, der Russe plump und in ungeheuren Massen auftretend und zu wirken bestrebt. So kam es mir wenigstens vor.

Nach längerem Kampfe mit dem Kanzleipersonal des Lazarettes, das mir lieber alles zum Trotze getan hätte, konnte ich wieder einen neuen Erlaubnisschein vom Chefarzt erhalten, um tagsüber die zur Wiederherstellung meiner Gesundheit notwendige Bewegung in freier Luft zu machen. Allein ging ich nur höchst selten aus, wenngleich mich im dicken Mantel und Pelzkragen, die Pelzhaube bis zur Brille heruntergezogen, niemand hätte erkennen können und man auch von der sonst gutmütigen Bevölkerung nichts zu fürchten gehabt hätte.

Allmählich weiter dehnten wir unsere Streifzüge aus und ich lernte so manches in dieser weltfernen Stadt kennen, das mir tiefe Einblicke in den Volkscharakter, das Regierungssystem, die sittliche Fäulnis gewisser Kreise, in das Tun und Treiben der Bevölkerung, in die Militärverhältnisse der Stadt usw. gewährte.

„Wer mit Kriegsgefangenen Deutsch spricht, wird mit 3000 Rubel Geldbuße oder drei Monaten Gefängnis bestraft." Dies war neben der Inschrift auf dem Bischofspalast das erste, was ich beim Betreten der Stadt und eines Geschäftshauses als warnende Mahnung las, bei jedem Verkehr die äußerste Vorsicht walten zu lassen, zumal auch das Spitzelsystem der Polizei ein ungemein ausgedehntes ist.

Bald sollte ich schon eine Probe davon haben.

Sobald meine Kräfte es erlaubten, ging ich zum großen Friedhof hinaus. Auf einer kleinen Brücke passiere ich den bei der Stadt in den Jenisseistrom mündenden kleinen Nebenfluß, an dessen Steilhängen vor hundert Jahren und mehr sich die ersten Goldsucher und Goldwäscher ihre elenden Hütten gebaut hatten, — die Anfänge der heutigen Stadt. Das leuchtend rote Felsgestein*), vom metallhaltigen Sande freigespült, gab der Stadt den Namen. Vom Berghange herab grüßt eine ansehnliche Kirche und daneben die endlos lange Mauer, die den Friedhof umschließt. Vergebens durchwandere ich ihn kreuz und quer, ein Soldatengrab konnte ich nicht finden. Das war es aber gerade, was mich an diesem verhältnismäßig warmen klaren Apriltage heraufgeführt hatte, endlich feststellen zu können, wohin man unsere Toten begrub. Meine Vermutung, die Gefangenengräber könnten dem „Gorodok" zu liegen, erwies sich als richtig, aber leider auch ebenso richtig die längst gehegte Befürchtung, dieses pietät- und gewissenlose Russenpack würde unseren braven heimgegangenen Duldern keinen Platz auf ihrem Leichenacker gönnen. Außerhalb der eigentlichen Friedhofsumzäunung, also

*) Krasso = rot, jarsk = Felsen.

auf bisher noch ungeweihtem Boden hatte man ihnen ihre letzte Ruhestätte angewiesen. Eben war wieder das Bestattungskommando unter Aufsicht russischer Posten damit beschäftigt, traurige Opfer der Flecktyphusepidemie zu bestatten. Ich segnete nun das ganze große Leichenfeld und das Reihengrab von heute ein, damit fürderhin keiner unserer lieben Kriegskameraden in ungeweihter Erde liegen soll, und betete mit dem Wachkommando zusammen noch ein „Vaterunser". Gut, daß ich meinen Schein mit hatte, denn sofort wollte der wachhabende Starschi wissen, wer ich sei und was ich hier zu suchen hätte. Nachdem er aber gesehen und gehört, um was sich's handelte, und er zur Beruhigung sein Papyrossi erhalten hatte, konnte ich im Frieden, und ungemein befriedigt von dem Erfolge meiner ersten größeren Exkursion, die Rückkehr antreten. Auf Umwegen ging ich zur Stadt zurück durch einen kleinen Vorort, den Fluß entlang.

Da gesellt sich, wie von ungefähr, ein Student zu mir, und frägt mich aus, woher, wohin? Zunächst erhält er keine Antwort. Erst wollte ich im Bereich der ersten Häuser der ausgedehnten Stadt sein, denn ich hätte dieselbe ja nicht verlassen dürfen. Ich ließ den Schwätzer, der sich hartnäckig an meine Fersen hielt, ruhig reden, als ich aber aus seinen Reden das Wort Gorodok und Woënnoplenni, soviel wie Kriegsgefangener, heraushörte, fragte ich ihn plötzlich, ob er französisch verstehe? Und nun sagte ich ihm, da er bejahte, ich sei wohl ein Fremder, aber nicht, wie er wohl meine, ein Kriegsgefangener aus dem Gorodok. Damit gab er sich allerdings noch nicht zufrieden, er wollte um allen Preis wissen, woher ich denn sei, ob ich nicht doch ein Germancky wäre? Ich suchte ihn abzulenken, merkte, wie schlecht es um seine französischen und noch mehr lateinischen Kenntnisse bestellt sei und verabschiedete mich kurz, nachdem er an einem Hause stehengeblieben war. Er verschwand sofort in demselben. Ich gehe ahnungslos weiter, der Brücke zu, es mochten wohl fünf Minuten vergangen sein, als ich mit einem Male Laufschritte hinter mir und ein mehrmals wiederholtes Stoi! Stoi! Halt! vernehme. Ich sehe um und merke jetzt, daß mich zwei russische Wachtposten mit Gewehr verfolgen. Natürlich bleibe ich stehen und lasse sie herankommen. Also hatte mir der junge Fant richtig die Verfolger auf den Hals gehetzt. Da ich jetzt aber, innerhalb des Weichbildes der Stadt, nichts mehr zu fürchten hatte, ließ ich die Leutchen ruhig fragen. Wer ich sei? Wo ich wohne? Wohin ich ginge? Erst auf ihre Frage, ob ich denn auch einen Erlaubnisschein besäße, in der Stadt frei herumzugehen als Kriegsgefangener, zog ich denselben langsam hervor und hielt ihnen denselben — verkehrt unter die Nase. Hatte meine Bürschchen richtig

eingeschätzt, es konnte keiner lesen, schon gar nicht Schreibmaschinenschrift, in welcher der „Propusk" ausgestellt war. Aber die Stampilia, das ist bei den Russen die Hauptsache! Den Stempel hatte er. Und damit war's Karascho! und deswegen bekam jeder der beiden noch seine Zigarette, und ich konnte ungehindert meinen Weg fortsetzen. Ungehindert? Bis zur nächsten Straßenecke, wo mich ein Polizist erwartete, der den Vorgang offenbar aus der Ferne beobachtet hatte und ein gewisses Mißtrauen in die literarischen Fähigkeiten der beiden waffentragenden Jünglinge zu setzen schien.

Seinem prüfenden Polizeiblick blieb jedoch nicht einen Augenblick die Echtheit meines Passierscheines zweifelhaft und kaum abgefordert, hatte ich ihn schon wieder zurück mit einer allergnädigsten Handbewegung. Zwischen uns war keine Silbe gewechselt worden. Aber eines hatte ich heute gelernt: Vorsicht, namentlich an den Ausgangsstraßen der Stadt, war geboten — — und ein Propusk hieß es immer bei sich haben.

Im andern Falle wäre man eben sofort auf die Hauptwache geführt, dort in einem üblen Loch wochenlang interniert geblieben bis zur Untersuchung und Entscheidung, die bei der bekannten Schnelligkeit des russischen Justiz- und Kriminalverfahrens auch Monate hätte auf sich warten lassen. Die Kathedrale, namentlich deren Inneres, hatte längst schon mein Interesse geweckt, und ich fand es meine Erwartungen weit übertreffend. Reicher Goldschmuck an schönen zahllosen Heiligenbildern, ein verschwenderisch ausgestatteter Altar mit seinen Um- und Anbauten, reichverzierte Ambonen, prächtige Ampeln und Lüsters. Ein großes Gewicht legt der Rechtgläubige auf die Kirchenglocken, darum sind sie meist auch sehr „gewichtig", wie die große Brummerin auf dem Turm der Bischofskirche. —

Nur einmal während der ganzen Zeit, Gott sei Dank, brummten und klangen, sangen und bimmelten alle Stadtglocken stundenlang anläßlich einer „Siegesfeier" durcheinander, und wehten die rot-blau-weißen Fahnen von den Türmen, und war große Parade mit den üblichen Kosakenreitkunststückchen auf dem großen Markte, — das war, — als Przemysl sich übergeben hatte. —

Wie wenig Grund indessen die Russen hatten, über diesen „Sieg" zu jubeln, das konnten wir sehr bald erfahren, als ein Teil der Besatzung von Przemysl, namentlich sehr viele Offiziere, in Kraßnojarsk eintrafen.

Gleichwohl wurde Erfolg über Erfolg in den russischen Tagestelegrammen und -blättern dem staunenden Volke verkündigt, und die unglaublichsten Räubergeschichten über die verhaßten Deutschen berichtet. Nur ein paar Blütenlesen daraus:

Mein guter lateinischer Pfarrer meinte einmal, es war bald nach der Einnahme Litauens, seiner Heimat, und der gänzlichen Eroberung Polens: „Vester imperator alter Herodes est. Qua de causa? frug ich ihn. Quoniam imperavit, est omnes infantes necarentur in Polonia. Quis dixit Tibi hoc? Scriptum est in Gazetta." „Euer Kaiser ist ein zweiter Herodes. Warum? Weil er den Befehl gegeben hat, alle Polenkinder auszurotten. Wer sagt Ihnen das? So steht es in der Zeitung." Wenn er auch persönlich überzeugt war, daß die Zeitungen unrecht haben müssen, so konnte doch sicher angenommen werden, daß ein Großteil des Analphabetenvolkes solche Schauermären für bare Münze nahm. „Quid erit nunc de Polonia?" „Was wird nun mit Polen werden?" Da konnte ich nicht umhin, ihn unter „Anlehnung" an Julius Cäsar zuerst zu necken mit der Antwort: „Polonia dividetur in partes duas, quarum unam incolent Germani, alteram Austriaci!" „Polen wird in zwei Teile geteilt werden, deren einen die Deutschen, den andern die Österreicher bewohnen werden." — Aber, um ihn wieder zu versöhnen, sagte ich ihm, daß wir hoffen wollen, Polen würde bald wieder als Königreich in seinem berühmten Glanze, unabhängig von Rußland, erstehen. — Da freute er sich. —

Dem Volke gegenüber kann keine Zeitungslüge so dick sein, daß sie nicht geglaubt würde, und je naiver sie klingt, um so mehr Anspruch auf gläubige Hinnahme findet sie. So drucken die Kraßnojarsker „Intelligenzblätter" ihren großen Basen Stofflieferantinnen aus Rußland wortgetreu nach: „Deutsche Prinzen hätten in der Champagne Schlösser erbrochen, der eine 900 Flaschen Wein und ein Klavier, der andere einen Schrank voll Damenwäsche geraubt, und nach Berlin, bzw. ihren Frauen geschickt." — Ein andermal ist in einem „Bilderblättchen" folgende Darstellung und Unterschrift: „Drei deutsche Prinzen mit den aus einem französischen Schlosse geraubten Beutestücken." Was war es in Wirklichkeit?

Aus einer alten „Woche" von Scherl in Berlin ein Bild, welches drei sofort jedem Deutschen bekannte Herrenreiter mit ihren Rennpreisen, einem größeren und zwei kleineren Goldpokalen, darstellte. — Aber so wird's gemacht, etwas bleibt immer hängen! —

Ein Herr im Spital unterzog sich der Arbeit, nach den russischen Telegrammen allein die täglich angegebenen Verlustziffern der Österreicher an Gefangenen, Geschützen, Maschinengewehren, sowie die Anzahl der Kilometer, welche die Russen vorgerückt zu sein vorgaben, innerhalb eines Jahres, ungefähr vom Oktober 1914 bis Oktober 1915, zusammenzustellen. Ergebnis: Die Russen hatten 7½ Millionen Österreicher gefangen, so viel Geschütze und Maschinengewehre erbeutet, als die österreichisch-ungarische Armee nie-

mals produzieren und besitzen konnte, und waren in südlicher Richtung so weit „vorgerückt", daß sie inzwischen — den Südpol hätten erreichen können. Das mag genügen. Es mußte doch hin und wieder auch etwas zur „Erheiterung" der Kriegsgefangenen geboten werden. —

Einen interessanten Anblick bot im Frühjahr der Eisgang auf dem Jenissei, der dort eine Breite ungefähr viermal der des Rheins bei Köln aufweist. Da drängte sich denn alles am Ufer, um das imposante Schauspiel zu genießen. Weiß man doch dort, daß mit diesem Vorgang der Eintritt der warmen Jahreszeit beginnt und dem Handel und Verkehr wieder eine wichtige Ader erschlossen wird. Große Dampfer vermitteln den Verkehr stromauf- und -abwärts. Diese brachten denn auch sehr bald einen Teil der Kriegsgefangenen an die für sie bestimmten Arbeitsplätze, teils in den Kupferbergwerken, teils an der Strecke der neuzuerbauenden Bahn von Atschinsk nach Minusinsk am oberen Jenissei.

Ich durchstreifte in den zwei Monaten, während welcher ich mich allein einer gewissen Bewegungsfreiheit erfreuen durfte, die Stadt nach allen Richtungen, machte dem Mongolen- und Tatarenviertel einen Besuch, streifte bis in das russische Sommerlager am Brückenkopf der Jenisseibrücke, die ängstlich überwacht wird. Jede Ansichtskarte davon wurde sehr bald, nachdem die Kriegsgefangenen eingetroffen waren, aus den Läden der Buchhändler entfernt. Ansichten mit Ortschaften durften dann überhaupt nicht mehr abgeschickt werden. Zu gerne hätte ich einmal die angekommenen Transportzüge, die oft tagelang an den Bahngeleisen festgehalten waren, besucht; es gelang mir nicht, die Überwachung war zu strenge. Die Umgegend der Stadt bietet mancherlei landschaftliche Schönheiten und erinnert mit den bewaldeten Bergen über dem Fluß gegen Süden, unter denen sich verschiedene erloschene Vulkane befinden, sehr an die Rheinlandschaft am Siebengebirge.

In einer Familie lernte ich bei einem unter großer Vorsicht ausgeführten Besuch, der zugleich Einladung zu einem „Kaffee" größeren Stils war, verschiedene Typen nach Sibirien zwangsweise „Verschickter" kennen. Journalisten, Schriftsteller waren darunter, und was ich, namentlich aus dem Munde eines frühzeitig durch Krankheiten und Entbehrungen gealterten Ehepaares, das jahrelang im eisigen Jakutsk in der Verbannung gelebt hatte, hören mußte, das bestätigte mir, ja übertraf noch vielfach die Schilderungen, die Kennan in seinen hochinteressanten Schriften über Sibirien (Reclam-Verlag) entworfen hatte. Interessant war mir auch, was ich über die „Ansiedlungsmethode" der russischen Regierung in Sibirien erfuhr. Das gesamte ungeheure Sibirien mit allen Bodenschätzen ist Kron-

land — Besitz des Zaren. Mit Ausnahme in den Städten kann kein Fußbreit Boden käuflich erworben werden. Alles Land, alle Gerechtsame, Schürfungsrechte werden nur in Pacht und Miete gegeben. Nur die 700 000 Kosaken, über die der Herrscher der Reußen im ganzen Reiche verfügt, erhalten für sich ein Stück Land, müssen sich aber dafür verpflichten, zeitlebens dem Zaren zu dienen und ein Pferd zu unterhalten. Diese, namentlich im sibirischen Volk unbeliebte Leibgarde „Väterchens", sind durchaus über das ganze (unermeßliche) Reich genauestens verteilt, wie der Sauerteig in der Brotmasse, weshalb auf dem Lande unter den Bauern an eine Revolution nicht zu denken ist. Diese würde überall sofort im Keim erstickt werden, wie denn auch die Ereignisse der letzten Jahre, auch während des Krieges, gezeigt haben, daß Volksaufstände und -aufruhr nur in den arbeiterreichen Industrie- und Großstädten möglich waren. Für jedes Kind bekommt der Kosak des weiteren eine bestimmte Anzahl von „Deßjatinen" (=1,4 ha) Landes zugewiesen. Ebenso der Kolonist, aber nur zur Bearbeitung und Nutznießung. Hat er durch eigenen Fleiß sich irgendwo eine Musterwirtschaft eingerichtet und den Boden zur höchsten Ertragsfähigkeit bearbeitet, namentlich in der Nähe größerer Städte, mit guten Absatzmöglichkeiten für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse, so kann er eines schönen Tages durch Beschluß der Ansiedlungskommission, weil inzwischen ein anderer neidischer Konkurrent ein Auge auf seine Wirtschaft geworfen und die Kommission mit entsprechenden Schmiergeldern bestochen hat, mit Kind und Kegel aus seinem Betrieb entfernt werden.

Man weist ihm sofort in einem, meist sehr weit entfernten Gouvernementsbezirk ein neues Arbeitsfeld an, und er kann — von vorne wieder anfangen. Daher erklärt es sich auch, warum der sibirische Bauer sich nirgends ein schönes, angenehmes Wohnhaus baut und bauen kann, wie der Kosak, sondern meist in Erdhütten und elenden Höhlen mit seinem Vieh zusammen haust.

Auch inmitten der Kasernenstadt des Gorodok befanden sich noch eine Anzahl solcher sibirischer Urwohnstätten ehemaliger Kolonisten, allerdings meist in vollständigem Verfall. Die oben genannte Maßregel des plötzlich von Grund und Boden Vertriebenwerdens kommt auch dann zur Anwendung, wenn der Kolonist es wagt, eine Vergrößerung seines Wirtschaftskomplexes über die vorhandene Kopfzahl seiner Angehörigen hinaus zu versuchen; zu üppig, zu wohlhabend darf der „Muschik" nicht werden. Er lebt daher auch nur von der Hand in den Mund. Er läßt sich's nicht verdrießen, an den Markttagen Hunderte von Werst im Wagen oder Schlitten, gezogen von den kleinen, langhaarigen, ausdauernden,

zähen, anspruchslosen und gegen Kälte ungemein widerstandsfähigen sibirischen Pferdchen, seine Waren zum Markte zu bringen. Jetzt, während des Krieges, besorgten dies, da die Männer ja längst fast alle eingezogen waren, die Weiber. Auch über den Fluß kamen sie, im Winter in endlosen Schlittenreihen übers Eis, während in größerer Entfernung noch die Steppenwölfe über den Strom wechselten, nach Nahrung suchend, — im Sommer auf der Riesenfähre, die nicht selten 300 bis 400 Gespanne zu einer Fahrt aufnehmen mußte. Es bot dieser Verkehr manch anregendes Bild, sowie das Leben und Treiben auf dem Riesenmarkte. Daneben auf freien Plätzen exerzierten vielleicht schon seit Wochen und Monaten ihre Männer und Söhne —, laut tönten die den Marschschritt begleitenden Kommandorufe: „rass — dwa — tri!“ eins — zwei — drei herüber. Mit Pelzhauben, Pelzmänteln und Filzstiefeln, im Sommer nur im russischen Blusenhemd und Hose, barfuß, einen Strick statt Gürtels um den Leib, an welchem die Patronentaschen hingen, übten sie ihre Marsch- und Kehrtwendungen, stets begleitet von Gesang, der aber oft an das Heulen hungriger Wölfe erinnerte. —

Ein besonderes Gewicht schien auf das Einpauken und gleichzeitige Brüllen eines ellenlangen Begrüßungsrufes gelegt zu werden, denn man konnte ihn 20- bis 50mal hintereinander brüllen hören — bis er „saß“. — „Lieb Vaterland, dachte ich da manchmal, magst ruhig sein!“

Im Spital war jetzt kein angenehmer Aufenthalt mehr, da mit Neujahr schon und sich in den Sommer hinziehend die Aushebungen frischer Truppen begonnen hatten und täglich Hunderte und aber Hunderte in den Gängen, Vorplätzen, auf den Gartenwegen herumlungerten, vom 17jährigen knabenhaften Sprößling bis zum struppigen, alten Landstürmer, das verwitterte Gesicht von tausenden Runen durchzogen, der stumpf, abgehärmt, müde ob des vielleicht 1000 Werst bis zum Gestellungsort durchmessenen Weges auf seinem Mantel und Zwerchsack am Boden kauerte. Da konnte man Typen studieren. Und welche Unlust, Soldat zu werden! Die etwas Deutsch verstanden — waren doch viele Verschickte aus den Baltenländern, Juden usw. darunter, frugen als erstes immer, natürlich vorsichtig, wie es den Gefangenen in Deutschland und Österreich erginge, wie man's am besten anstelle, um hinüberzukommen usw. Kämpfen? Nein! Wofür denn? Warum reißt man uns von Haus und Herd, von Weib und Kind fort, und läßt diese dann in Not zurück und hungern?

Unglaubliche „Tricks“ werden, namentlich von den jungen Städtern, in naivster Art versucht und angewendet, um sich vom Heeresdienst „drücken“ zu können. Da hat sich einer sämtliche

Zähne herausreißen lassen, die Mongolen besitzen ja dazu eine ungeahnte Fertigkeit, indem sie jeden, noch so fest sitzenden Zahn mit den bloßen Fingern zu ziehen imstande sind, — nur, um schlecht zu verdauen, eingefallene Backen zu bekommen und das Bild eines Schwindsüchtigen bieten zu können. Andere bringen sich künstliche Phlegmone bei, indem sie sich — Petroleum unter die Haut einspritzen oder einspritzen lassen. Sofort bei Enthüllung des Verbandes muß dem untersuchenden Arzt der scharfe Erdölgeruch natürlich auffallen; andere blenden sich selbst auf einem Auge, hacken sich ein Glied ab oder aber, und das nicht selten, namentlich auch bei Offizieren, holen sich in letzter Stunde noch eine gewisse venerische Krankheit, die, damals wenigstens, „militärisch unfähig" machte.

Alles wimmelte bald von Militär.

Aufgefallen waren mir bei den ersten Besuchen in der Stadt die vielen verlassenen Häuser mit geschlossenen Fensterläden. Das sind die Häuser der „Verdächtigen", deutschen oder deutschfreundlichen oder jüdischen Bewohner, die man schon gleich zu Kriegsbeginn weiter ins Innere oder nach dem Norden „verschickt" hatte. In Hunderten und Hunderten von Privathäusern sind nun Kasernen eingerichtet. Es bietet einen ganz sonderbaren Anblick, wenn man in den hohen Schaufenstern der modernsten Straße statt Waren — die Pritschengestelle mit den darauf liegenden und sich ungeniert aus- und ankleidenden Russenhelden sieht. Ein jüdischer Arzt mußte es sich gefallen lassen, daß man in seine Häuser eines Tages mit einem Male 900 Mann „dauernd" einquartierte. Das kann nur in Rußland gemacht werden. — —

Eine Großtat hat Rußland beim Ausbruch des Krieges sicher geleistet: Das war das allgemeine „Alkohol-Verbot". In seinem Interesse mußte es geschehen und in seinem Sinne hat es auch segensvoll gewirkt. Betrunkene sah man nur mehr selten, denn hin und wieder war es dem einen oder andern doch gelungen, mit viel Geld sich den verbotenen Genuß des Schnapses zu verschaffen. Kölnisches Wasser und ähnliche mit Weingeist oder Äther hergestellte Essenzen waren bald nicht mehr zu bekommen, sie waren „getrunken" — ebenso Holzpolitur und Schellackspiritus, auch denaturierter Spiritus, aus dem sich hin und wieder durch Abkochen und Zusatz von Fruchtsaft unsere Spitalswachen einen „Likör" herstellten. Die Sicherheit des Lebens und persönlichen Eigentums, die in Friedenszeiten in Kraßnojarsk sehr zu wünschen übrig ließ, da räuberische Überfälle, Mord und Totschlag nachts in den Straßen von Kraßnojarsk zur Tagesordnung zählten, war jetzt eine viel größere geworden. Ständig lagerten in der Stadt wohl gegen

30 000 Mann Militär. Gewehre trugen freilich die wenigsten mehr. Bei einem Bataillon, das zum Exerzieren ausrückte, hatte die erste Kompagnie vielleicht noch Exerziergewehre, die andern nicht.

Es gehört mit zu den Erfordernissen echt-russischen Großsprechertums, auf die Ausdehnung seines Reiches, die ungeheuren Menschenmassen, die alle Begriffe übersteigenden Mengen seiner Landes- und Bodenerzeugnisse zu pochen.

Mit den Verkehrsmitteln indessen haperte es gewaltig. So lagen sie wohl da, die ungeheuren Vorräte, konnten aber nicht abgeführt werden, da die sibirische Bahn, nur teilweise zweigeleisig, fortwährend durch Truppen- und Munitionstransporte aus Amerika und Japan in Anspruch genommen war. Mit Stolz hörte ich einen reichen Bürger Kr. erzählen, daß drüben auf dem „Punkt", das war der Umschlaghafen am jenseitigen Jenisseiufer, 30 Millionen Pud Getreide lägen. Diese 480 000 Tonnen Getreide sollten darum im Laufe des Sommers, sobald die Jenisseimündung eisfrei würde, auf Transportkähnen, die man allerdings erst bauen müsse, den Strom hinunter und auf See durch Frachtdampfer den Verbündeten, Engländern und Franzosen, zugeführt werden. Ich hätte damals nur gewünscht, daß ein Menschengehirn die Fähigkeit besäße, Marconistrahlen oder elektrische Wellen zu entsenden, die bis an den Funkenapparat des deutschen Marineamtes hätten gelangen müssen, um es von der reichen Fracht zu verständigen, die es für unsere Tauchboote am Nordkap bei Hammerfest oder sonst irgendwo zu kapern geben würde. — — —

So bot sich denn dem beobachtenden Auge und geöffneten Ohre manches, was wieder für die langen Stunden des Lebens als Kriegsgefangener im Beisammensein mit den Schicksalsgenossen Unterlage für die verschiedenartigsten Gesprächsstoffe und Unterhaltungsgebiete bilden konnte.

Ostern und Pfingsten kamen heran. Strenge abgeschlossen mußten wir die Feste still und bescheiden in unserer Lazarettbaracke begehen.

Da kam ein Befehl der Russen, der eine gewaltige Veränderung in mein bisheriges Leben bringen sollte.

Wir, die vier Ärzte und ich, hatten ungefähr acht Tage vor dem Pfingstfeste „wegen Platzmangels und baulicher Umänderung", wie es hieß, unser Quartier im Garnisonlazarett räumen müssen und sollten uns Wohnungen in der Stadt suchen. Einstweilen hatte ich mich beim polnischen Pfarrer eingemietet und volle acht Tage die Freude gehabt, nicht mehr wie ein Kriegsgefangener eingesperrt und behandelt zu sein, sondern nur wie ein, natürlich unter Polizeiaufsicht stehender „Verschickter", als es, wohl als Rückwirkung der

Hiebe, die die Russen im Mai bei der Karpathenoffensive so reichlich von den Deutschen gefaßt hatten, hieß: „Die Deutschen haben sofort nach dem Gefangenlager zu übersiedeln!"

Fünfter Teil.

Im „Gorodok". — Das neue Arbeitsfeld. — Einquartierung. — Der Segen der Selbsthilfe. — Die Wohlfahrtseinrichtungen. — Lager-Postanstalt. — Apotheke. — Spitäler. — Ärzte. — Proviantur. — Badeanstalt. — Tagesordnung. — Zählung. — Post. — Beraubt. — Das Erdhüttenlager. — Die Jahreszeiten. — Sibirische Flora. — Blutrote Sonne. — Die Mückenplage. — Helle Nächte. — Sport. — Nicht unterkriegen lassen! — Arbeitstransporte. — Neues Elend. — Russische Unterschlagungen. — Die Ostpreußen. — Charitas.

Am Pfingstmontag, nach dem Gottesdienste, packte ich meine Sachen, — rasch noch überall Abschied genommen. Dann brachte mich der Wagen mit dem unvermeidlichen Begleitsoldaten erst zu dem Natschalnikkommandanten. Dort die üblichen zwei Stunden Wartezeit unter den Unteroffizieren und Schreibern, die ihre hämischen Bemerkungen gegenseitig austauschen. — Telephongespräche mit dem Lager hin und her. — Endlich Abfahrt. Es ist ein schöner, warmer Maitag, an dem ich im „Gorodok" eintreffe, — um es nicht wieder zu verlassen. — Ein Kriegsgefangener in des Wortes vollster Bedeutung, ohne auch nur eine Spur von Bewegungsfreiheit oder einer meiner geistlichen Würde entsprechenden Behandlung von seiten der Russen, blieb ich fortan noch ungefähr ein Jahr lang. Aber ich war jetzt unter mehr Deutschen als drunten in der Stadt.

Schön war die Umgebung des Riesenlagers nun gerade nicht zu nennen, hinter demselben eine sanft ansteigende wellige Steppe, ohne Baum und Strauch, der Blick nur gen Süden und Osten auf den Fluß und die Berge angenehm.

Ich teile mich mit meinen beiden österreichischen Kollegen in das große Arbeitsgebiet, das ich nach einem Vierteljahr schon, nachdem beide versetzt worden waren, vom Oktober bis April ganz allein verwalten sollte. Den Gottesdienst hielt man den Sommer über im Freien ab, nur waren Wind und Staub oft große Störenfriede. Das Lagerspital war in zwei großen Baracken untergebracht. Der tägliche Besuch der Abteilungen ließ uns auch hier viel Elend, das unter anderen Verhältnissen noch zu beheben gewesen wäre, schauen. Doch war, dank unserer eigenen Organisation und Ordnung, die allenthalben herrschte, schon vieles besser geworden. Auch hier war die schreckliche Epidemie, von der man noch manche Einzelheiten zu

hören bekam, allmählich erloschen. — Die neuen Ärzte, die man aus den östlichen Lagern herbeigerufen hatte, waren endlich Ende April, als die Seuche schon ihre Opfer gefordert hatte, dank der Langsamkeit russischer Anordnungen, eingetroffen. Zu meiner Freude traf ich darunter meinen Leidensgenossen vom Schlachtfelde wieder, Dr. S., der auch alsbald sich als Arzt der Innenstation hervorragend betätigte.

Zunächst wohnte ich mit fünf deutschen Offizieren zusammen, die von Anfang an recht kameradschaftlich und entgegenkommend waren, bis ich bei Beginn des Winters, aus Vorsicht schon, mit einem Stabsarzt, Dr. L., der mir bald ein lieber, hochgeschätzter Freund wurde, ein Zimmer allein bewohnen konnte. Wir wollten nicht, namentlich wenn es ein zweiter Winter wie der erste werden sollte, durch unsern Dienst täglich in den Krankenbaracken und ständigem Kontakt mit den Ansteckungskranken, eine fortwährende Gefahr für unsere Mitbewohner bilden.

Es herrschte ein schönes, harmonisches Zusammenleben. Man suchte sich, soweit man konnte, jedes Kontaktes mit den Russen zu entziehen, nur möglichst wenig Russengesichter sehen! — In der Stadt war das unmöglich gewesen.

Man staunte darüber, was das Zusammenwirken des deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Offizierskorps in dieser Garnisonstadt, die bei meinem Abgange Ende April 150 deutsche, 50 türkische, 2400 österreichisch-ungarische Offiziere, 1600 deutsche und zirka 14 000 österreichisch-ungarische Mannschaften zählte, binnen kurzer Zeit geschaffen hat.

Nur die Aufsicht blieb den Russen, alle Wohltätigkeitseinrichtungen jedoch waren Schöpfungen, die mit unserem eigenen Gelde ins Leben gerufen wurden. Die Mannschaften waren in vier deutsche und zwanzig österreichische Kompagnien eingeteilt unter Leitung tüchtiger, für das Wohlergehen ihrer Leute aufs beste besorgter Offiziere und Feldwebel.

Leider wurde später, infolge besonders gehässiger Verfügung gegen die Deutschen, den Offizieren das Betreten der Mannschaftsräume untersagt. Doch sorgten die gutinstruierten, berufstreuen Feldwebels für die Aufrechterhaltung der Ordnung und Wahrung der zugunsten der Leute getroffenen Fürsorgemaßnahmen aufs beste weiter.

Eine eigene Wohnungskommission, aus Offizierskreisen jeglichen Ranges gewählt, übernahm die Unterbringung der ankommenden Offiziere. Ein „Inspektionszimmer“ vermittelte unter Zuziehung gut russisch sprechender Herren den Verkehr mit der russischen Kanzlei.

Eine eigene „Lager-Postanstalt“ hatte die nicht leichte Aufgabe übernommen, den gewaltigen Brief-, Paket- und Geldverkehr, dem die Russen absolut nicht gewachsen waren, zu regeln.

Eine eigene „Spitalsapotheke“, ebenfalls durch freiwillige Gaben, durch Schenkungen von Geldmitteln zur Anschaffung von Medikamenten und Instrumenten, Verbandstoffen aus der Heimat, durch die Schwestern und Kommissionen vom Roten Kreuz überbracht, besonders dann durch Frau v. H. in Tientsin, die namens des dortigen deutschen und österreichischen Hilfsvereins allmonatlich 100 Rubel zu diesem Zwecke übersandte, errichtet und ausgestattet und von kriegsgefangenen Apothekern geleitet, setzte mit der Zeit die unermüdlichen deutschen und österreichisch-ungarischen Ärzte, die unter der Aufsicht eines jungen russischen Arztes in den Spitälern arbeiteten, ohne bis zu meinem Abgange auch nur einen Rubel an Besoldung dafür erhalten zu haben, instand, den Kranken wenigstens die allernötigsten Medikamente verabreichen zu können.

Eine eigene Spitals-Proviantur sorgte für die Kranken und Schwachen, daß ihnen eine besondere Kost verabreicht werden konnte, die man in einer eigens dazu eingerichteten Küche bereitete. Für Milch und Weißbrot allein wurden von uns 1500 Rubel monatlich verausgabt. — Eine Desinfektionsanstalt, angeschlossen an das Mannschaftsbad, ermöglichte es, wenn auch leider später, als man ihrer so besonders dringend bedurft hätte, für eine gründliche Reinigung (vom Ungeziefer aller Art) der Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände der aus der Front ankommenden, durch den ungeheuer langen Eisenbahntransport oft gänzlich verlausten Leute zu sorgen.

Daß die Mannschaften fleißig desinfizierten und badeten, dafür sorgte für straffe deutsche Disziplin, weswegen, Gott sei Dank, im zweiten Winter überhaupt keine ansteckenden Krankheiten auftreten konnten und die Sterblichkeit unter den deutschen Mannschaften vom Sommer 1915 bis Ende April 1916 nur den hundertsten Teil der gesamten übrigen Kriegsgefangenen betrug.

Für die Gesunden verblieb freilich die Beköstigung eine durchaus unzureichende und einseitige, so daß, namentlich durch den tagtäglichen Genuß der sogenannten „Kascha“, d. i. Buchweizengrütze in heißem Wasser ohne Salz aufgequollen, mit der Zeit der Skorbut auftrat, an dem sicher über 1000 Mann zugleich erkrankten, der aber nur in einzelnen Fällen als Skorbut-Kachexy einen tödlichen Ausgang nahm. Ganz allgemein aber kann der russischen Militär-Verwaltung, welcher sicher die Mittel zu einer ausreichenden und mehr Abwechslung bietenden Beköstigung der Kriegsgefangenen zu Gebote gestanden hätten, der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß

durch die ausgesprochene Unterernährung, die namentlich ihre traurige Wirkung an den in die Spitäler Eingelieferten zeigte, das Hinsiechen und der Tod vieler, vieler junger Männer verursacht und beschleunigt worden ist. Dabei ist Sibirien ein so reiches Land, das für wenig Geld, namentlich in den ersten Kriegszeiten, alles zu einer vernunftgemäßen, gesunden Nahrung für die Kriegsgefangenen liefern konnte! Es schnitt einem tief in die Seele, wenn man, namentlich in der ersten Zeit, so viele hungern sehen mußte, ohne ihnen allen helfen zu können, da wir ja am Anfange, regelmäßig ein Vierteljahr auf die erste Russengage wartend, selbst Hunger und Entbehrung litten und mit der Mannschaftskost vorlieb nehmen mußten.

Alle Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse zur Besserung der Lage mußte man in den zwei Verkaufslawken, deren Besitzer Kosaken waren, natürlich zu entsprechend hohen Preisen erstehen.

Hatte auch treukameradschaftlicher Sinn vieles aufgeboten zur Linderung der ärgsten Not, hatten auch die österreichischen Offiziere, die stets in ungekürztem Bezug ihrer monatlichen 50 Rubel geblieben waren, den deutschen Offizieren, die sich vom Juli 1915 bis April 1916 eine Herabsetzung des Monatssoldes auf 28 Rubel 20 Kopeken gefallen lassen mußten, nach Bedarf stets ausgeholfen, hatten auch sämtliche Offiziere von vornherein sich verpflichtet, 5 % ihres Gehaltes und aller Geldsendungen aus der Heimat als freiwillige Spenden zur Hilfe der notleidenden, arbeits- und somit verdienstunfähigen Mannschaften zu geben, so konnte bei der ungeheuren Zahl der im Lager anwesenden Gefangenen gleichwohl nicht allen und jeden Wünschen immer entsprochen werden. Jedenfalls aber wäre die Lage der Kriegsgefangenen ohne die mustergültige Organisation seitens des Offizierskorps, ohne dessen werktätige Hilfe eine viel beklagenswertere zu nennen gewesen. All die genannten Einrichtungen, die ihr Zustandekommen nur den freiwilligen Offiziersspenden verdanken, und die es ermöglichten, den Kriegsgefangenen ihr ohnehin so trauriges Los einigermaßen erträglich zu gestalten, werden von den Russen stillschweigend geduldet, da sie mit keinerlei Aufwand oder Zuschuß russischerseits verbunden sind. Man sorgte auch dafür, daß die Mannschaft sich möglichst viel im Freien, soweit es die Witterung erlaubte, aufhielt, Bewegungsspiele und Turnen trieb. Dienst gab es sonst nicht, auch nicht die geringsten gemeinschaftlichen Freiübungen, für die Erhaltung der Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit konnte und sollte jeder für sich selbst bedacht sein. Den ganzen Sommer über wird der katholische und evangelische Gottesdienst im Freien abgehalten. Ein deutscher, österreichisch-ungarischer Kirchenchor wirkt dabei mit.

Mit Eintritt der kalten Jahreszeit, Ende September. Anfang Oktober, hieß es, ein geeignetes Kirchenlokal ausfindig machen.

Bei der völligen Indolenz der Russen, die sich weigerten, die vollendete, aber noch nicht eingerichtete neue Lagerkirche zur Verfügung zu stellen, war ich schließlich gezwungen, den ganzen Winter über in der polnischen Lawka Gottesdienst zu halten, während in den Nebenräumen der Wirtschaftsbetrieb weiterging und von oben aus den von Hunderten bewohnten Gelassen der fortdauernde, äußerst störende Lärm hin und her trabender Füße niedertönte. Unwürdige Zustände, denen bei einigermaßen Entgegenkommen der Russen hätte abgeholfen werden können! —

Was am schmerzlichsten empfunden wurde, war der Mangel an geeignetem Lesestoff. Wohl war eine kleine Offiziers-Bücherei und Leihanstalt allmählich entstanden und wurden aus den durch Verleihen für ein bis drei Kopeken gewonnenen Beträgen wieder Neuanschaffungen gemacht, allein der in der Stadt vorhandene Vorrat war bald aufgekauft und zudem bot die aus fast ausschließlich Unterhaltungsschriften bestehende, ungefähr 800 Bändchen zählende Büchersammlung auf die Dauer doch nicht genügend Stoff an geistiger Nahrung. Man konnte russische Tagestelegramme, Zeitungen in russischer, französischer, englischer Sprache kaufen, nur nicht deutsche, allein man war schließlich auch um diese froh, namentlich auch um einige Zeitungen aus damals noch neutralen Ländern wie Amerika, Schweiz, Rumänien, Italien.

Ein Tag verstrich wie der andere.

Morgens stand man nicht allzu früh vom harten Lager auf, trank seinen Tee, den der Bursche in der Küche nebenan bereitet hatte, dann ließ man sich „zählen". Das geschah nun im Verlaufe der Zeit auf ganz verschiedene Weise. Erst mußte man in Gruppen vor der russischen Kanzlei antreten. In Hitze und Kälte, bei Sturm und Regenschauer stundenlang stehen und warten, bis es dem russischen Fähnrich gefiel, zu erscheinen und durch Namensaufruf sich vom Dasein aller seiner Schutzbefohlenen zu überzeugen. Es gab eine deutsche, eine türkische, eine österreichisch-ungarische Heeresgruppe, eine Honvedgruppe usw. Von Zeit zu Zeit fand eine „große" Zählung, auch der Mannschaften statt, und mit unverhohlener Freude wurde da von den Russen die Entdeckung gemacht, daß von Zählung zu Zählung eine größere Summe herauskam, auch wenn inzwischen neue Transporte nicht dazugekommen waren. „Zählen" konnten die Russen nun einmal nicht. — —

Da trotz der Aussichtslosigkeit des Gelingens gleichwohl noch immer Fluchtversuche gemacht wurden, führte man später eine

viel strengere Art der Zählung ein, die darin bestand, daß jeder Offizier täglich morgens sich eigenhändig unter Aufsicht eines russischen Überwachungsorgans in ein in jedem Hause aufliegendes Buch eintragen mußte. —

War die Zählung vorüber, dann erwartete man die Post. Brachte sie endlich mal wieder einen Gruß von den Lieben zu Hause oder gar ein Paketchen oder Geld, dann war die Freude groß. Wie über ein Geschenk, das das Christkind gebracht, wie über einen Lotteriegewinn. Denn „Glück" gehörte dazu, eine Sendung richtig zu erhalten. Was wurde nicht alles gestohlen! In welchem Zustand kamen die Pakete manchmal an! — Nicht zu beschreiben! Eines schönen Tages erhielt ich, es war schon Mai geworden, zu meiner Freude die mit Sehnsucht so längst erwartete erste Nachricht von zu Hause — 5½ Monate war ich bereits in Gefangenschaft — datiert vom 3. März. Alle frühere zahlreich abgesandte Post mit den so schreiend notwendigen Wintersachen, mit denen man mich bedacht hatte, war und blieb verloren. Erst als ich länger „seßhaft" im Lager war, kamen nach und nach die Sendungen regelmäßiger an, aber fast nie unversehrt. So wurde mir kurz vor Beginn des zweiten Winters, dem man natürlich mit Bangen entgegensah, eines Morgens der verheißungsvolle weiße Postzettel aufs Zimmer gebracht mit der Ankündigung, daß ich mir nachmittags ein Wertpaket auf dem Postamte abholen könne. Mittags, als ich eben das Lazarett verließ, um zu Tisch zu gehen, traf ich an der Spitalsecke einen russischen Soldaten, der ein nagelneues, starkes Wintertrikothemd zum Verkaufe ausbot. Ich sah's mir an. Es gefiel mir gut, da es, wie ich aus dem aufgedruckten Firmenstempel entnehmen konnte, deutsches Erzeugnis war. „Skolko stoit? Was kostet es?" frug ich den Soldaten. „Dwa rublei pitisat kopick," meinte er, „karoscha rubaschka." „Zwei Rubel 50 Kopeken, ein schönes Hemd."

In der Tat, dachte ich; wüßte ich nicht ganz bestimmt, daß ich heute noch ebenfalls in den Besitz einiger solcher warmer Wintersachen käme, möchte ich es zu diesem für russische Verhältnisse unerhört billigen Preise gerne kaufen. Ich verließ ihn und ging nach Tische sofort zum Postamt, mein Wertpaket zu holen. Es kam mir, trotz der Aufschrift: „Wert 60 Mark", verdächtig leicht vor. Ich öffnete es: Eine einzige Unterhose bildete noch den ganzen Inhalt, alles übrige war herausgestohlen. Und dieses Beinkleid trug merkwürdigerweise den gleichen deutschen Firmenstempel, wie das „schöne Hemd". Natürlich eilig zum Spital zurückkehren und sich, wenn auch um Geld, in den Besitz des wertvollen Objektes zu setzen, war das Nächstliegende. Allein schon war der „ehrliche

Finder" jedenfalls desselben ledig geworden und nicht mehr aufzufinden.

Ein andermal trug ich Vielbeneideter, an den man ja zu Hause stets in rührend besorgter Weise dachte, ein wirkliches, schweres Paket in die Wohnung. Bei der Öffnung desselben zeigte es sich jedoch, daß der Umschlag ein zweites noch verschlossenes mit voller Adresse an einen wackeren rheinischen Musketier aus Aachen enthielt. Der war natürlich vor Freude strahlend, als ich es ihm zustellen konnte. Mir blieb nur das Nachsehen und — die Hülle, aus der man meine Sendung diesmal wenigstens gleich vollständig geräubert hatte. —

Dies nur einige kleine Belege für die Art und Weise, wie in Rußland auch schon von den kleinen Beamten und Untergebenen gearbeitet wird an der Aufbesserung der eigenen Lage.

Doch zur Tagesordnung zurück.

Den übrigen Vormittag konnte man als Geistlicher oder Arzt mit Spitalsbesuch, als Offizier mit Spaziergang innerhalb des Lagers zubringen, sich gegenseitig besuchen, an Kursen, musikalischen Übungen usw. teilnehmen. Nach der Mittagmahlzeit, die seit Beginn des Winters 1915—16 nur mehr in den beiden Offiziersspeisehäusern, wo für 1200 bzw. 1300 Offiziere zugleich gekocht wurde, eingenommen werden mußte, infolgedessen was Zubereitung, Temperatur und Güte der Speisen anlangt gerade keine kulinarischen Genüsse bot, war man wieder seiner Zeit völlig freier Herr, bis 8 Uhr, bzw. 5 Uhr abends, von welcher Stunde ab jedermann in seiner Behausung sein mußte. Die freie Zeit verbrachte man so gut es eben ging, verfolgte mit Interesse und Spannung die Ereignisse auf dem „Kriegstheater", wie die Russen sagen. Man hatte ja längst gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen, wußte, was von den übertriebenen russischen Lügenberichten zu halten war. Große und kleine, von den Offizieren mit Fleiß und Ausdauer hergestellte Wandkarten zeigten die gewissenhaft jedesmal abgesteckte Front unserer siegreichen Heere. Lebhafte Erörterungen über die Kriegslage wurden daran geknüpft. Die Stimmung im Offizierskorps war immer eine gute, man war bereit, jedes Opfer an Entbehrung und Schmach zu tragen, wenn nur die vaterländische Sache siegte! Die Haltung der Deutschen überhaupt blieb auch in der Gefangenschaft fast ausnahmslos eine überaus korrekte, stramme, militärische Disziplin zeigende. —

Als vaterlandlose Gesellen erwiesen sich die zu einer eigenen Kompagnie zusammengestellten Italiener, die unter der Führung eines Kadetten mit wehender italienischer Fahne unter Absingung ihrer Nationalhymne vom Lager abzogen.

Ein guter, echt kameradschaftlicher Geist waltete stets unter uns, unwillkürlich nahm jeder an des anderen Freud und Leid herzlichen Anteil. Eine Anzahl der Herren beschäftigten sich mit den schönen Künsten, soweit es die zur Verfügung stehenden armseligen Hilfsmittel erlaubten. Geselliges Kartenspiel, Schach, Domino usw. beim Täßchen Tee und der unvermeidlichen Pfeife, Zigarre und Papyrossi kürzten die langen Winterabende unter des „Licht's geselliger Flamme", während in den hohen, runden Mantelöfen die Birkenscheiter knisterten und draußen der Wintersturm durchs Lager heulte.

Wie schlimm war es jedoch im ersten Winter gewesen, da man, ohne Geld zu haben, sich Holz kaufen zu können, dicht in den Mantel gehüllt am Ofen zusammengekauert vor Kälte mit den Zähnen klapperte, weil die drei Scheite Holz, die die Russen pro Tag und Ofen geliefert, nicht imstande waren, die Zimmertemperatur auch nur annähernd auf eine erträgliche Wärme zu bringen. Das war nun alles anders, viel besser geworden — durch Selbsthilfe. Diese schaffte denn überall langsam erträglichere Zustände. Wenn nur der russischen Verwaltung selbst keinerlei Unkosten entstanden, konnte man, freilich oft nach langem, langem Bitten die Gewährung irgendeiner neuen Wohlfahrtseinrichtung erreichen. So wurde mir endlich, nachdem durch die Kriegsgefangenen hinter den Kasernen ein zweites, großes Lager, bestehend aus 60 Erdhütten, deren jede 250 Mann aufnehmen konnte, erbaut worden war, eine davon als Kirchen- und Schullokal angewiesen. Nachdem wir die Einbauten hatten wieder entfernen lassen, bot diese Erdbaracke immerhin Raum für ungefähr 600 Mann. Man mußte, aus Mangel eines besseren, mit diesem Lokale zufrieden sein.

Die Wochen und Monde gehen dahin in ewiger Einerleiheit ... Die hellen Juninächte kommen, in denen man selbst zur Mitternachtsstunde die Zeitung vor dem Fenster lesen kann, es kommt der Juli mit seiner Gluthitze, die sich bis 45° im Schatten steigert, mit seinen unerträglichen Sandstürmen, die ein Verweilen im Freien oft zur Unmöglichkeit machen. Wochenlang ist die Luft erfüllt vom dichten Rauch der brennenden Taiga, dem Urwald Sibiriens, der freilich auf Dutzende von Meilen im Umkreis der Stadt längst ausgerodet ist; wochenlang kann man tagsüber mit freiem, unbewaffneten Auge in die Sonne blicken, die als große, blutrote Scheibe hinter dem dichten Rauchgewölk und Sandschleier am Himmel steht. Es kommt der August mit den Myriaden von Mückenschwärmen, so daß man nur im dichten Mückenschleier das Haus verlassen kann. Nur einigemal erlaubte man den Offizieren, unter Bedeckung zum nahen Jenissei zu gehen und in einem Seitenarm

desselben ein Bad im Freien zu nehmen. Die Steppe hatte sich in diesen beiden Sommermonaten in ein Blumenkleid von seltener, nicht geahnter Farbenpracht gehüllt und manche Offiziersstube prangte bald von Sträußen sibirischer Sommerflora.

Sich gesund und kräftig zu erhalten, war ein Hauptgrundsatz, dem man durch entsprechende Körperpflege nachzuleben bestrebt war.

An schönen Sommertagen wurde darum auch dem Sport fleißig gehuldigt. Faust- und Fußball, Tennis, Turnen, Wettlaufen und Springen wurde betrieben und an dem allgemeinen Sportfest zu Ehren des österreichischen Kaisers am 18. August, der das ganze Lager auf den „Rasen" lockte, tat sich denn in besonderer Weise neben den Ungarn die deutsche Offiziersjungmannschaft, mehrfach als erste Preisträger gekrönt, hervor.

Wieder wurde es Herbst, und als eines Morgens drüben, überm Fluß, die Jenisseibergkuppen zum ersten Male wieder die weiße Schneehaube trugen, wußte man, daß auch in einigen Tagen herüben der Winter seinen Einzug halten und für mindestens sechs bis sieben Monate sein Regiment antreten würde. —

Und schnell kam er. Mit ihm kehrten auch so manche Transporte von der Arbeit wieder. Aber wie jammervoll, zum Erbarmen elend sehen oft die Leute aus. Man hatte sie ausgebeutet in schamlosester Weise. Nicht nur, daß man einzelnen Arbeitsgruppen überhaupt keinen Tageslohn verabreicht hatte, hatte man ihnen die Fahrt auf dem Dampfer selbst bezahlen, die Werkzeuge selbst anschaffen lassen, man hatte ihnen schlechtes, mangelhaftes Essen gegeben, abgehärmt, krank, elend, zerlumpt und zerfetzt, mit zerrissenen Stiefeln, aus denen die Zehen guckten, kehrten sie ins Lager zurück. Eine derartige Ausbeuterei durch gewissenlose Unternehmer ist eben nur in einem solchen „Kulturstaate" wie Rußland möglich! — — —

Neue andere Gäste hatten ebenfalls inzwischen im Spätherbst ihren Einzug ins Lager gehalten, gegen 800 ostpreußische Männer, Frauen, Greise und Kinder, selbst Säuglinge (!) darunter, größtenteils aus Proßken, die, zu Beginn des Krieges schon aus ihren Ortschaften weggeführt, von Lager zu Lager geschleppt worden waren. Haarsträubend klang, was so viele unter ihnen von russischen Greueltaten zu berichten wußten.

Man half bei ihrer ersten Unterbringung mit, so gut man konnte. Welch rührende Szenen spielten sich da ab. Da fand mancher Familienvater Weib und Kind wieder, von denen man ihn monatelang vorher gewaltsam getrennt hatte. — Da sahen sich unvermutet Leutchen aus derselben Ortschaft weit drüben in Asien 4—5000 km von der Heimat entfernt wieder. Ein Bild zum Steinerbarmen

boten einige Greise und Greisinnen bis zu 90 Jahren, Säuglinge mit ihren abgehärmten, abgezehrten Müttern. Über hundert schulpflichtige Kinder befanden sich darunter, für die wir später, als die grimmigste Winterkälte vorüber war, in unserer Kirchenbaracke eine Schule einrichteten und ihnen durch kriegs- und zivilgefangene Lehrer Unterricht in allen Elementarfächern erteilen ließen.

Um die Pastorierung dieser zum größten Teil der evangelischen Konfession angehörenden Zivilgefangenengemeinde machten sich besonders Pastor W. und Hilfsprediger R., beide deutsche Offiziere, sehr verdient.

Um den, leider in manchen Fällen schon durch den ständigen Verkehr mit russischen Elementen auf den langen Transporten um Ehre und Unschuld gekommenen erwachsenen Mädchen wirksamen Schutz vor Zudringlichkeiten zu gewähren, sorgte der umsichtige deutsche Gruppenführer, Oberstleutnant H., für eine straffe Ordnung und Überwachung der Zugänge zu dem Frauenlager durch verläßliche deutsche Unteroffiziere.

Hatte doch die ungeahnt lange Kriegsdauer, die damit verbundene Untätigkeit in so manchen, ohnehin zur Weichlichkeit geneigten, zu wenig militärisch abgehärteten und erzogenen Elementen schlimme Gefühle geweckt, Neigungen und Begierden genährt, die, gottlob, dem deutschen Krieger auch in der Gefangenschaft fernblieben.

Wiewohl seit Februar dieses Jahres die Absicht bestand, alle Frauen und Kinder, sowie die Männer unter 18 und über 55 Jahren zurückzusenden, waren bei meinem Abgange noch alle vorhanden.

Der Wohltätigkeitssinn der gefangenen Offiziere zeigte sich auch diesen armen Vertriebenen gegenüber, welche russische Unkultur und Brutalität von Heim und Herd gejagt hatte, um sie nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen zu Hunderten und Tausenden in Sibirien umkommen zu lassen, im schönsten Lichte.

Man sorgte durch Errichtung von Waschküchen, Beschaffung von Bügel- und Näheinrichtungen dafür, daß sich die Frauen und erwachsenen Mädchen allgemach ein nettes Sümmchen durch eigene Handarbeit, Waschen, Flicken, Plätten, Ausbessern, Nähen usw. verdienen konnten. So war oben im Gorodok gleichsam eine zweite kleine Stadt entstanden, die an Russen nur mehr einige Hundert Mann an Wachen, die jeden Mittag von der Stadt aus abgelöst wurden, und das Kanzleipersonal beherbergte, sonst nur mehr aus Kriegsgefangenen bestand.

Sechster Teil.

Hilfe von draußen. — Die Rote-Kreuz-Schwestern. — Die Schweden. — Sterne im Dunkel. — Totengedächtnis. — Ein Ehrendenkmal. — Ein zweites Weihnachten. — Russische Willkürmaßnahmen. — Fluchtversuche. — Eine Haussuchung. — Schikanen gegen einen deutschen Arzt. — Ein russischer Musterarzt. — Resignation. — Abgelehnt. — Eine unverhoffte Freudenbotschaft. — Auferstehung. — Abschied von den Lebenden. — Abschied von den Toten.

Die von seiten unserer Heimatregierung getroffenen Fürsorgemaßnahmen zugunsten unserer bedauernswerten Kriegsgefangenen in Sibirien bzw. Rußland würden angesichts der Brutalität, womit deutsche kriegsgefangene Gruppenführer in den Konzentrationslagern seitens der russischen ungebildeten militärischen Unterorgane behandelt werden, womit Ärzten und Geistlichen in der Ausübung ihres Berufes in nichtswürdigster Weise die größten Hindernisse und Schwierigkeiten bereitet werden, angesichts des eklatant erwiesenen Mangels jeglichen Organisationstalentes der russischen Militärbehörden, angesichts ferner der unglaublichen Korruption derselben, selbst in den höheren Chargen, durch deren nachgewiesene Veruntreuungen und Beraubungen unserer Kriegsgefangenen Unsummen aus der Heimat gesandter Gelder verloren gingen, ja selbst die von der deutschen Regierung, von Hilfsvereinen usw. zur Verfügung gestellten Mittel für die Ärmsten der Armen, nämlich die Verwundeten, Krüppel und Kranken — an Geld, Medikamenten, Verbandstoffen und Instrumenten usw. räuberisch entzogen werden, — in den meisten Fällen vollständig versagt haben und versagen, wenn sich nicht in neutralen Ländern, namentlich in Schweden, Persönlichkeiten gefunden hätten, die mit Einsatz ihres persönlichen Einflusses in warmfühlender, echt humaner Weise sich der Sache unserer deutschen Gefangenen in Rußland angenommen hätten.

Deshalb erachte ich es als eine meiner ersten Pflichten, in die Heimat zurückgekehrt, ganz besonders rühmend hervorzuheben die außerordentlich großen Verdienste, die sich um unsere Kriegsgefangenen erworben hat jene schwedische Kommission vom Roten Kreuz, die es im Vorwinter 1915 übernommen hatte, die von der deutschen Regierung gespendeten 100 000 Pakete mit Wollsachen und anderen Liebesgaben persönlich in den einzelnen Kriegsgefangenenlagern Sibiriens unter den Mannschaften zu verteilen.

Wie hatte schon das Erscheinen unserer deutschen Schwestern vom Roten Kreuz, Gräfin v. W. und Gräfin U., eine tiefgehende, moralische Wirkung auf die Gemüter unserer Gefangenen ausgeübt, weil ihnen dadurch, freilich vielen erst nach Jahr und Tag, die erste

Möglichkeit geboten war, Verbindung mit der Heimat anzuknüpfen! Welch ein Glück für so manche andere, direkt aus dem Munde der Schwester persönlich aufgetragene Grüße der Seinen zu Hause vernehmen zu dürfen, zu hören, daß daheim alles wohlauf sei! Welche Freude für andere, die längst erwartete, schmerzliche Unterstützung an Geld endlich zu bekommen, die zur Anschaffung einer Winterausrüstung notwendig war. Und für alle, ohne Ausnahme, wie erhebend und beglückend das Bewußtsein, wir sind im Heimatlande nicht ganz vergessen, es ist nur unendlich schwer, eine Brücke zu schlagen über die 5000 km breite Kluft, die uns von der Vatererde trennt. Aber man hat Boten zu uns gesandt, die teilnehmend sich überzeugen, wie groß unsere Not, unsere Bedürfnisse sind, wo die tatkräftige Hilfe am ersten einzusetzen hat. Wie viele Tränen haben diese edlen Schwestern getrocknet, da sie zu Hause berichten konnten, der und der längst Vermißte lebt noch! Und für die große Not kam bald auch große Hilfe aus dem Vaterlande!

Wie erwünscht waren die Spenden, da man ja in Sibirien selbst für teures Geld all die Sachen hätte nicht kaufen können. Und daß sie ankamen, daß sie nicht, wie so vieles, vieles andere wieder in den Händen der Russen kleben blieben, das verdanken wir den Schweden.

Unvergeßlich werden uns allen bleiben jene Spätvovembertage des Jahres 1915, da die beiden schwedischen Rote-Kreuz-Schwestern, Frau v. H. und Fräulein v. B., in Begleitung des Herrn Pastor Z. und noch fünf anderer schwedischer Herren im Lager ankamen und uns allen wie wahre Engel der Weihnacht erschienen. Durch die bezaubernde Liebenswürdigkeit, die warmfühlende Teilnahme am Lose unserer wackeren Jungen war die Stimmung eine solch hohe und freudige, daß vielen, vielen selbst unserer Offiziere, vor Rührung sich die Augen feuchteten. Froheste Weihnachtsstimmung hatte sich aller Gemüter bemächtigt und nicht kann geschildert werden die Wirkung, die eine derartige fürsorgende Teilnahme unseres gesamten deutschen Volkes an dem Geschicke der nach Sibirien verbannten Heimatssöhne bei der so reich bedachten deutschen und österreichischen Mannschaft einerseits, und anderseits bei den russischen Soldaten und ihren Führern auslöste, — dort in den armseligen Unterkunftsräumen zu lautem Jubel sich steigernd, hier unverkennbare, wenn auch nicht neidlose Anerkennung und Bewunderung über die Leistungsfähigkeit des deutschen Reiches und Volkes erweckend.

Und wie trefflich hatte die Schwedenkommission die Überbringung und Verteilung der Liebesgaben, die immerhin einen Wert von 7½ Millionen Mark darstellten, ins Werk zu setzen und durch-

zuführen verstanden! Bei den Eisenbahnzügen, die die Pakete in großen Posten heranführten, blieben einige Herren als Wachen zurück, andere geleiteten die Schlittentransporte, oft Hunderte von Werst in die einzelnen Lager, und die guten Schwestern nahmen persönlich die Verteilung der einzelnen Pakete vor, die in Gegenwart russischer Offiziere geöffnet und den vor Glück strahlenden Jungen und Männern zugleich mit je einer warmen Wolldecke überreicht wurden, welche die österreichische Regierung gespendet hatte. Da deutsche kriegsgefangene Mannschaften nicht so viele vorhanden waren als Pakete, konnten die übrigen noch unter je zwei österreichische Kriegsgefangene verteilt werden. —

Wenn je Menschen den Dank und die Anerkennung unseres deutschen Volkes während dieses unseligen Weltkrieges für ihre Leistungen zugunsten der Kriegsgefangenenfürsorge verdienten, so sind es unser aller Ansicht nach jene hochedlen Frauen und Männer echt germanischen Blutes, die unter Nichtachtung eigener Lebensgefahr sich mitten im Winter in das verseuchte Flecktyphus-Gebiet Sibiriens wagten, und aus reinster, unauslöschlichen Eindruck hinterlassender Menschenliebe zu uns Deutschen und seinen Verbündeten den größten Strapazen der langwierigen Reise und vielfachen Entbehrungen sich unterzogen, wie denn auch leider bald darauf Fräulein v. B. an Flecktyphus erkrankte. Glücklicherweise bald wieder genesen, war sie, wie ich später in Petersburg hörte, schon im Frühjahr 1916 neuerdings auf einer Missionsfahrt zu neuem Liebeswerk an den armen Kriegsgefangenen in Rußland begriffen. Tausendfach möge der Lenker der Menschenschicksale diesen großherzigen Engeln wahrer Menschenliebe ihre Hingebung und Aufopferung zum Besten unserer verbannten Landesbrüder lohnen! Das waren Lichtpunkte, Himmelsfunken in der trüben, finsteren Nacht sibirischen Gefangenenelendes.

Nun war die ärgste Not gehoben, nun konnte man dem zweiten Winter in Sibirien getroster entgegenschauen, wie denn auch in der Tat im Verlaufe des nächstfolgenden Winters keine epidemischen Krankheiten mehr auftraten und die Sterblichkeit, namentlich unter den deutschen Mannschaften, sehr gering war, so daß auf 136 Todesfälle, die ich vom Oktober 1915 bis April 1916 insgesamt noch zu verzeichnen hatte, nur zwei Reichsdeutsche trafen.

Allen dahingegangenen stillen Helden und Duldern, den neun Ärzten und 16 Offizieren, die sämtlich Opfer ihres Berufes oder der freiwillig übernommenen Samariterdienste geworden waren, sowie den 1800 wackeren Streitern, die bei meinem Scheiden die Friedhofserde deckte, sollte ein schlichtes, würdiges Denkmal aus Stein errichtet werden. Dort, über dem Steilrand der Steppe, wo des Jenisseistromes Wogen am rötlichen Gestein sich brechen, er-

hebt sich ein Obelisk inmitten der Offiziers- und Soldatengräber. Eine deutsche, lateinische, ungarische und türkische Inschrift daran kündet, daß die unglücklichen Opfer, die der grause Tod auf dem Schlachtfelde, manchen zwar mit leisen Fittichen berührend, noch verschont hatte, um sie einem um so bejammernswerteren Schicksal, — der Verbannung und dem Sterben im Feindesland, Tausende von Meilen für immer von den Ihrigen getrennt, entgegenzuführen — im Herzen und Andenken ihrer Landesbrüder unvergessen fortleben würden. Bei einem fürchterlichen Schneesturm hatte sich eine kleine Abordnung von Offizieren sämtlicher verbündeten Heere unter starker Bedeckung nach dem Friedhof begeben dürfen, wo ich dem Denkmal die kirchliche Weihe geben konnte. Daß aber von den russischen Offizieren sich auch nur einer beteiligt hätte, das fiel den Herren nicht ein. Selbst über Tod und Grab hinaus beherrscht Indolenz, Pietätlosigkeit, Gefühlsroheit diese Barbaren!

Allein — wie ich, so dachte mancher beim Verlassen des Leichenfeldes. „Exoriar aliquis meis ex ossibus ultor!“ mag jeder der dort unterm Rasen schlummernden uns zurufen. Und zehn- und hundertfach ist dieser Wunsch jetzt schon in Erfüllung gegangen! — —

Winter wurde es ein zweitesmal im fernen Land.

Wieder kam Weihnachten heran. Unser polnischer Wirt hatte mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln einen festlich geschmückten Altar mit Tannenbäumen errichtet, dort hielten wir um Mitternacht, nachdem wir uns der Erlaubnis versichert hatten, im hellen Kerzenglanz und unter Absingung der heimatlichen Weihnachtslieder den Gottesdienst. Demselben waren schon einzelne Weihnachtsfeiern unter dem brennenden Christbaum in den Mannschaftsstuben, so besonders erhebend im Quartier der Tiroler Kaiserjäger, vorangegangen.

Blendende Lichtfülle war an den folgenden Festtagen über die weiten Schneefelder ausgegossen — doppelt hart empfand da jeder, gerade an diesen Tagen, gar viele schon zum zweiten Male, ferne, verbannt von den Ihrigen das Fest der Liebe in harter Gefangenschaft, im Feindesland verleben zu müssen. Aber die Macht der Liebe wob auch da ihre geheimen Fäden und band in stillem Gedenken die Herzen all der Lieben zu Hause mit den bedauernswerten Vätern, Brüdern, Gatten, die ihr mutig mannhaftes Eintreten für die höchsten Güter der Erde, für den Schutz ihres Heimatlandes, für Haus und Herd mit Verwundung und Gefangenschaft bezahlt hatten. —

Sie waren gewiß nicht vergessen zu Hause all die stillen Dulder, die ihr schweres Geschick mit männlicher Fassung, aufrechten Hauptes und in der frohen Zuversicht allezeit trugen, daß die gerechte Sache

endlich doch einmal siegen und auch für sie der Tag der Freiheit anbrechen würde.

„Dona nobis pacem!“ „Den Frieden schenke uns!“ Inniger ist wohl nie dieser Wunsch aus Menschenherzen zum Himmel gestiegen, wie an diesen Weihnachtstagen. — —

Im Grunde genommen fühlte ich mich hier viel wohler als in der Stadt, wenn ich auch die Freiheit völlig entbehren mußte und in der Ausübung der Seelsorge seitens der Russen nicht das geringste Entgegenkommen fand, im Gegenteil mir dieselbe durch allerlei boshafte und gehässige Schikanen erschwert wurde. Ich mußte z. B. an Sonntagen öfter erleben, daß, wenn ich zum Gottesdienste gehen wollte und die versammelte Mannschaft mich dort schon zur festgesetzten Stunde erwartete, die Ausgangstür unseres Hauses durch einen russischen Posten besetzt fand, der mich nicht hinausließ, da man just diesen Vormittag wieder eine Zählung der Offiziere vornehmen wollte, wobei es gar oft Mittag wurde, bis es den „Herren“ Praportschecks gefällig war, zu erscheinen. Jeder Versuch, durchzukommen, wurde roh zurückgewiesen. Ich genoß auch den anderen Kriegsgefangenen gegenüber durchaus keinerlei Bevorzugung, wurde nie meiner Stellung und Würde entsprechend behandelt und vom ersten Tage meines Aufenthaltes im Gefangenlager war ich darum auch jeglicher Bewegungsfreiheit beraubt, konnte niemals wieder zur Stadt, durfte niemals die Leichen unserer Verstorbenen, nachdem ich sie im Lagerspital eingesegnet hatte, weiter als bis zur Postenkette, niemals bis zum Friedhof geleiten. An Kaisers Geburtstag 1916, um nur einen besonders schikanösen Fall anzuführen, wurde zwar gestattet, einen Gottesdienst abzuhalten, doch durfte keinerlei auf das Fest bezügliche Ansprache gehalten werden und außerdem — war den deutschen Offizieren und Mannschaften der Besuch des Festgottesdienstes überhaupt — verboten!! Brutaler kann die Ironie und der Hohn auf unsere heiligsten Gefühle überhaupt nicht zum Ausdruck kommen, als durch derlei bodenlos rohe Maßnahmen unserer russischen Gefangenaufseher. Das schnitt und brannte quälend ins deutsche Herz und Gemüt, allein ohnmächtig, zähneknirschend mußte man der Willkür und Übermacht weichen und — schweigen! — —

Eine Anzahl unserer lieben deutschen Offiziere hatte uns im Spätherbste verlassen müssen. Man hatte sie nach dem fernsten Osten weitergeschafft. 52 Offiziere waren eines Morgens zur Bahn gebracht worden, um die weitere 3000 Werst lange Reise nach Spaskoje bei Wladiwostok anzutreten. Sieben davon waren bei Charbin aus dem Zuge gesprungen, um auf mongolisch-chinesisches

Gebiet zu entkommen. Alle sieben hatte man wieder ergriffen und ihr Los? — Einzelhaft im Arrest bis Friedensschluß! So begreifenswert der Drang nach Freiheit gerade bei Offizieren ist, so aussichtslos ist ein Entkommen aus sibirischer Gefangenschaft und hat jedesmal nur schärfere Überwachung und strengere Behandlung der Zurückbleibenden im Gefolge. Von den 63 aus Kr. geflohenen Offizieren soll es bisher nur drei gelungen sein, die Heimat wiederzusehen. Die anderen? Entweder zurückgebracht und bis Friedensschluß im Gefängnis oder vermißt oder, wie elf davon, an dem Sitze einer Botschaft oder eines Konsulates, von wo ein Entkommen wegen der durch Engländer und Japaner scharf durchgeführten Blockade der ostasiatischen Meeresküste rein undenkbar ist.

Welch verschiedene, andere zum Teil recht abenteuerliche Fluchtversuche waren gemacht worden! Da hatte ein Leutnant durch seine Verbindung mit gewissen Leuten der Stadt sich zu einer Schlittenreise vollständig ausgerüstet, Schlitten und Gespann käuflich erworben, war am hellen Tage als „Kaufmann" verkleidet aus der Stadt weggefahren. Es gelang ihm, die Mongolei zu erreichen, ungehindert über die etwa 350 km entfernte chinesische Grenze zu entkommen, dort wurde das Schlittengespann mit Reitpferden vertauscht, weitere 200 km hatte man auf dem Wege nach Peking zurückgelegt und sich der Buddhistenstadt Urga mit seinen berühmten Heiligtümern genähert. Ungeachtet der Warnungen seines Dieners, der acht Jahre in Rußland verlebt hatte und ohne Ahnung von dem weitreichenden Einflusse, den sich die russische Grenzpolizei und Kosakenpatrouillen einfach selbst verschaffen, war der Offizier in die Stadt geritten und dort mitten auf offener Straße von russischen Kosaken ergriffen und wieder zurückgebracht worden. Die ganze Zeit mußte er, bis zum Abgange der deutschen Offiziere im Oktober, im Gefängnis zubringen, und bei dem verunglückten Fluchtversuch bei Charbin befand auch er sich wieder unter den Flüchtlingen. — Zum zweitenmal erwischt und wieder — eingesperrt!! — Andere wollten auf einem Boote den Jenissei hinunter und ans Eismeer kommen, um womöglich dort auf ein norwegisches Schiff zu gelangen. Als sie 800 Werst stromabwärts notgedrungen an Land stiegen, um Vorräte zu kaufen, werden sie von Kosaken gefaßt und in das Lager zurückgebracht. Auf welche Weise einem deutschen Hauptmann die Flucht wirklich gelang, wozu er fünf Monate brauchte, klingt wie ein Roman, kann aber hier aus naheliegenden Gründen nicht erzählt werden. Hoffentlich wird man in späterer Zeit davon hören können!

Des zuletzt erwähnten deutschen Offiziers gelungene Flucht, die erst einige Monate später von den Russen entdeckt wurde, sollte

schließlich, wie man es ja nicht anders erwartete, manchem von uns etwas verhängnisvoll werden.

Eines schönen Morgens, Mitte Februar war's.

Es befand sich gerade ein Amerikaner, aber keiner von der amerikanischen Botschaft, sondern ein Delegierter des Vereins christlicher junger Männer Amerikas, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, durch persönliche Bereisung der Kriegsgefangenlager zur Erleichterung der Notlage beizutragen, im Lager, um Gelddarlehen gegen Quittung zu verteilen. Als Begleiter war ihm ein gut deutsch sprechender Offizier aus Petersburg mitgegeben worden und diesem wollte ich ein neuerdings in deutscher, französischer und russischer Sprache abgefaßtes Gesuch einreichen, nachdem alle meine früheren, dem amerikanischen Botschaftsvertreter, den schwedischen und dänischen Begleitern der Rote-Kreuz-Kommissionen übergebenen Schreiben und Bittgesuche um Austausch bzw. Übersiedlung in ein wärmeres Klima ergebnislos gewesen waren. Ich ging zur Baracke, wo die Geldverteilung stattfand und wurde, da ein anderer deutscher Offizier nicht anwesend war, gebeten, etwa 600 Rubel, für deutsche Einjährig-Freiwillige und Feldwebel bestimmt, in Empfang zu nehmen. Ich tat es, quittierte, übergab meine Bittschrift und ging. Als ich mich unserm Hause nähere, sehe ich Posten vor der Türe. Mit dem Gelde und der Quittung in der Hand betrete ich unsere Wohnung. Alles voll russischer Praportscheks und Soldaten. Aha! Haussuchung größeren Stils! Hatte deren, sowie Leibesvisitationen schon zu viele durchgemacht, als daß sie mich schrecken könnte. Sie sollten nur suchen! Finden würden sie nichts, dafür war gesorgt! Weder mein Geheimtagebuch noch meinen kleinen deutschen Geldschatz, der ein so unverfängliches Versteck gefunden, daß nie ein Russe auf die Idee gekommen wäre, ihn dort zu suchen, noch auch das die Gage übersteigende russische Papiergeld. „Jeder Herr an seinen Platz zunächst." — Ich begebe mich in unser kleines Zimmer und warte dort ab, bis in der großen Stube alles durchsucht ist. Niemand kommt inzwischen zu mir herein, ich habe also Zeit, mein Privatgeld in Sicherheit zu bringen und den russischen Spürern ein Schnippchen zu schlagen.

Das „amerikanische" Geld liegt offen auf dem Tische. Draußen sucht man indessen überall nach Briefen, Quittungen, Karten des entflohenen Hauptmanns. Noch ist mein Zimmerkollege, mein lieber Stabsarzt Dr. L., im Spital. Man holt ihn. Wir müssen nun unsere Koffer öffnen, uns selbst einer peinlichen Leibesvisitation unterziehen, was an Geld, Notizbüchern, Schriften, Heften, Briefen usw. gefunden wird, packt der Konvoi alles zusammen und nimmt es mit. Er nimmt, ohne auf meinen Protest zu achten, auch

die 600 Rubel des Amerikaners; „sie sind ja nicht mein, Sie haben doch gesehen, daß ich sie soeben nach Hause gebracht zur Verteilung.“ Es hilft nichts. Schon funkeln ja seine Augen über die willkommene Beute. Er nimmt Dr. L. sämtliche, säuberlich geschriebene Tagebücher, das deutsche, bei ihm vorgefundene Geld, das man nach und nach den eingetroffenen Kriegsgefangenen gegen russisches eingewechselt hatte. Alles wird durchwühlt. Dabei müssen wir uns die Schmach gefallen lassen, bis aufs Hemd entkleidet zu werden. Und mir das, der den geflohenen Hauptmann vorher kaum gekannt und nach ihm erst in dessen Wohnung eingezogen war! — Auch den Koffer mit den liturgischen Geräten muß ich öffnen, allein von den schmutzigen Fingern der Wühler lasse ich darin nichts berühren, ich lege selbst Stück für Stück vor und blättere das ganze Meßbuch durch, ihnen zu beweisen, daß nichts versteckt ist. —

Der kleine deutsche Goldschatz, der aus der mittlerweile fadenscheinig gewordenen „teuren“ Weste hatte längst abgetrennt werden müssen, war ihren Späheraugen bis auf weiteres wieder entgangen. All diese fein ausgeklügelten Formen des Verbergens eigenen Besitzes waren von der Notwehr und dem Selbsterhaltungstrieb eingegeben, denn so wenig Recht den Russen an unserer Person zustand, so wenig Anspruch hatten sie auf unser Hab und Gut. Derartige Haussuchungen wurden von den Russen mit Vorliebe ins Werk gesetzt, da von den beschlagnahmten Geldern immerhin ein großer Teil in ihre eigene Tasche floß.

Endlich ist man auch bei uns fertig und in der großen Stube draußen wird umständlich ein Protokoll aufgenommen. Diesen Augenblick benutze ich, schnell auf einem Zettel das Vorgefallene, namentlich den Raub des amerikanischen Geldes, niederzuschreiben und zusammengerollt durch das Oberlichtfenster einem vor dem Hause auf- und abgehenden deutschen Hauptmann, den ich durch ein leises „Pst — pst!“ aufmerksam gemacht hatte, zuzuwerfen.

Er verstand mich, mußte aber den geeigneten Augenblick abwarten, wo der Posten, der unten in der Eingangstür stand, ihn nicht bemerkte, um das Röllchen aus dem Schnee aufzuheben. Die zugerufene Weisung, es dem deutschen Gruppenführer zu übergeben, muß er wohl nicht verstanden haben, glaubte vielmehr, es sei ein Schriftstück, das ich vor den Russen verbergen wolle und verwahrte es gut, ohne dessen Inhalt eingesehen zu haben.

Schließlich wurden vier Herren, darunter auch mein lieber Zimmerkamerad, Stabsarzt L., weil sie von dem Abgang des geflohenen Hauptmanns nicht sogleich die russische Kanzlei verständigt hätten, in das Arrestgebäude abgeführt und dort sieben bis acht Wochen eingesperrt.

Es wurde 6 Uhr abends, bis die Posten vor der Wohnung abgerufen wurden und wir das Haus verlassen konnten.

Noch hatte unser Gruppenführer keine Ahnung von dem Vorgefallenen. So schnell ich konnte, eilte ich zur Kanzlei, traf zum Glücke den Amerikaner und den russischen Begleitoffizier noch an und veranlaßte durch dessen Vermittlung wenigstens die Herausgabe der 600 Rubel für unsere Feldwebel und Einjährigen, die denn auch auf der Kanzlei den einzelnen Empfängern ausgehändigt wurden.

Wie dauerte uns alle der gute Dr. L., zumal er noch unter den Folgeerscheinungen einer durch Infektion sich geholten Diphtheritis zu leiden hatte und seinen zahlreichen Patienten gewaltsamerweise entzogen war! Was halfen alle Proteste und das wiederholte, energische Verlangen seiner Freilassung auf der russischen Kanzlei? Bald merkte man, da muß eine höhere Macht ihre Hand im Spiele haben und insgeheim gegen den hochverdienten deutschen Arzt wühlen. — — Unschwer ward die eigentliche Ursache dieses empörenden Verhaltens einem Arzte gegenüber entdeckt.

Der russische Oberarzt, Dr. Viehweger, war dem pflichttreuen, tüchtigen deutschen Stabsarzt, der als erster nach seiner Ankunft aus dem Osten im Frühjahr 1915 ein orthopädisches Ambulatorium, wenn auch mit primitiven Hilfsmitteln eingerichtet, sich einen Stamm tüchtiger Masseure herangebildet und zur Heilung und zum Wiedergebrauch so vieler durch falsche, verpfuschte russische Behandlung verkrüppelter Gliedmaßen nach Kräften beigetragen hatte und von früh bis spät unermüdlich tätig war, in ganz besonderer Weise aufsässig. Dr. L. stand der chirurgischen Abteilung des Lagerspitals vor, hatte, mit klarem Blick die unglaubliche Mißwirtschaft russischer Spitalsverwaltung durchschauend, die Veruntreuungen, die mit den zur Hilfe für die Kriegsgefangenen bestimmten Mitteln getrieben wurden, aufs schärfste jederzeit gekennzeichnet.

Den deutschen wie den neutralen Schwestern hatte er mit offenem Freimut die ganze Schändlichkeit gegeißelt, womit man seitens der russischen Militärbehörde gerade gegen die Kranken, Invaliden, Krüppel unter den Kriegsgefangenen verfuhr.

Das hatte ihm natürlich den ganzen Haß dieses Russen zugezogen. Derselbe hatte, um nur einen Ausspruch zu seiner Charakterisierung anzuführen, einem zum Austausche vorgeschlagenen invaliden Offizier mit verkrüppeltem und verkürztem Bein geäußert: „Was, ich werde mich hüten, Sie nach Hause zu schicken, damit die deutschen Ärzte Sie wieder herstellen und Sie wieder an die Front geschickt werden könnten!"

Jetzt saß sein gefährlicher Konkurrent im Arrest, war „un-

schädlich" gemacht. Das genügte ihm indessen noch nicht, er entzog ihm fortan auch jegliche Tätigkeit im Spital, aus seinen beschlagnahmten Tagebüchern und Schriften dachte er ihm wohl einen „Strick" zu drehen, da Dr. L. darin unverhohlen all die vorgefundenen russischen Mißstände geschildert hatte.

Wo waren z. B. die 70000 Rubel hingekommen, die angeblich die deutsche und österreichische Regierung im Jahre 1914 schon durch den amerikanischen Gesandten hatten überweisen lassen, die dazu hätten dienen sollen, hier im Lager ein mustergültiges Militärlazarett mit allen ärztlichen Instrumenten, Verbandstoffen, Heilmitteln usw. einzurichten? Das Geld sah man nie. Wo blieb es wohl kleben? Der famose russische Chefarzt mußte davon wissen. Da brach die fürchterliche Epidemie aus, die so unsagbar viele Opfer forderte, weil es eben im Spital an allem fehlte. —

Wer trägt also die Hauptschuld daran? Wie oft hatte Dr. L. später dringend Arzneimittel aus der Stadt angefordert! Was erhielt er? Eines Tages sandte man aus der Stadt endlich — 100 g Strychnin!!! Kein Wunder, daß der empörte deutsche Arzt fragte, ob man denn beabsichtige, sämtliche Kranken wie die ungezählten frei herumschweifenden Lagerhunde zu vergiften?

Allmonatlich hatte der deutsche und österreichische Hilfs-Verein in Tientsin durch Frau v. H. an Dr. L. 100 Rubel, sowie in der Folge mancherlei Instrumente, Verbandzeug, Stärkungsmittel usw. gesandt, ohne welche überhaupt gar nicht auszukommen gewesen wäre.

Das Geld erhielt Dr. L. niemals selbst in die Hand; es blieb auf der russischen Kanzlei liegen, und die Spitalsleitung erhielt nur jeweils nach Anforderung Geld im Höchstbetrag von 50 Rubel zur Beschaffung der nötigen Heilmittel für die Apotheke usw.

Gleichwohl versuchte nun dieser infame Intrigant, Dr. Viehweger, den Spieß gegen Dr. L. umzudrehen, ihn der Veruntreuung bezichtigend und zu behaupten: Dr. L. habe die ihm gesandten Gelder dazu benützt, um gefangenen Offizieren zur Flucht zu verhelfen!!

Höher kann die Niederträchtigkeit wohl nicht getrieben werden. Als sämtliche Ärzte gegen die Behandlung Dr. L.'s Verwahrung einlegten, meinte Dr. Viehweger: „Wenn man sich nicht zufrieden gäbe, dann würde er alle anwesenden kriegsgefangenen Ärzte durchsuchen lassen, fände man bei ihnen auch derlei kompromittierende Schriften, so würde er sie alle in Arrest setzen lassen." Auf die Frage, was denn mit den Kranken würde, soll er geäußert haben: „Es sei ihm dann völlig gleichgültig, wenn die da droben (im Lager) alle ver . . . würden!!!"

Wer möchte eine derartig rohe Gesinnung bei einem Arzte für möglich halten?

Ein weiterer Beleg mehr dafür, wie man in Rußland, das für die „Kultur" zu kämpfen vorgibt, mit Trägern des Roten Kreuzes verfuhr! Dabei hatten alle die unermüdlich zum Besten unserer leidenden Kriegsgefangenen seit Anfang tätigen deutschen und österreichischen Ärzte noch niemals auch nur eine Kopeke Entlohnung von den Russen erhalten.

Das konnte alles geschehen unter den Augen der Militäroberbehörde. Aber man kennt es ja, das berühmte Wort: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit". Je weiter von ihm entfernt, desto sicherer fühlt man sich vor jeder Verantwortung und in Sibirien — ist man ja gar so — weit von ihm entfernt! —

Dem maß- und taktvollen Einschreiten des deutschen Gruppenführers, Oberstleutnant H., der sich wiederholt an den Stadt- und Gefangenenkommandanten, Oberst M., wandte, war es zu danken, daß Dr. L. nach acht Wochen seine Freiheit wieder erhielt. — — —

Ich hatte mich, da meine wiederholten Eingaben, mit Ausnahme derjenigen, die ich den neutralen Begleitern der Rote-Kreuz-Kommissionen übergeben hatte, doch wohl niemals weiter als bis zum — Papierkorb des „Allgewaltigen" in Irkutsk gewandert waren, längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, bis Friedensschluß in Kriegsgefangenschaft zurückbehalten zu werden. Ich hatte auch, da ich von unsern Schwestern gehört, es befänden sich in den östlichen Lagern mit Ausnahme von Tschita, überhaupt keine deutschen Geistlichen, mich freiwillig den Russen angeboten, diese Kriegsgefangenlager zu bereisen, wenn man mir die Möglichkeit dazu verschaffe und mir die dazu benötigte Bewegungsfreiheit schriftlich gewährleiste — vergebens!

Man fürchtete wohl, ich könnte dort überall zu viel sehen und — spionieren. Schon nahte Ostern 1916 heran, und ich war seit Sonntag nach Fasten, da mein seit Oktober auf die Eisenbahnstrecke Atschinsk—Minusinsk zur Pastorierung der dort arbeitenden österreichischen Kriegsgefangenen weggeschickter österreichischer Kollege immer noch nicht zurückgekehrt war, mit der Abhaltung der zahlreichen Osterbeichten und -kommunionen vollauf beschäftigt.

Welch jammervollen Brief hatte mir dieser liebe Mitarbeiter durch einen todkrank ins Lager zurückgekehrten jungen deutschen Arzt, Dr. R., der nachher ausgetauscht und bald nach Betreten des deutschen Bodens im Spital gestorben ist, zustecken lassen!

Wie empörend hatte man auch ihn behandelt. Ein junger österreichischer Offizier, Dr. J., der als Begleiter und Aufsicht einem der dort arbeitenden Transporte beigegeben war, war das Opfer eines Raubmordes, durch Kosaken oder Tataren — die Sache blieb unaufgeklärt — geworden. Feldgeistlicher L. hatte ihn be-

erdigt. Nach geraumer Zeit kam der Bauunternehmer der Strecke zurück und verlangte, die Leiche nochmal auszugraben und zu beerdigen und was derlei Schikanen noch mehr waren. Feldkurat L. bat, ihn so bald wie möglich zurückzurufen, da er mit seiner Arbeit dort fertig wäre. Täglich erwartete ich sein Eintreffen.

Da bringt mir am Gründonnerstag gegen Abend der — wie es schien und roch — stark angeheiterte Praportschek Tsch., nachdem er die Treppe heraufgetorkelt und ins Zimmer gewankt war, die Nachricht: „Swiastschenik (= Geistlicher) Meyer, Sie fahren!" „Wohin fahre ich denn, Gaspodin Tsch.?" „Sie fahren in Vaterland." Ich meinte natürlich, der Mann wolle mich bei seinem körperlichen Zustande, in dem er sich befand, nur anulken und glaubte ihm nicht. Allein hartnäckig beharrte er darauf und ließ mir denn durch unseren sehr verdienten Dolmetscher, Professor und Leutnant A., übersetzen, daß er eine Depesche auf der russischen Kanzlei gelesen habe des Inhalts, daß ich sofort gegen einen russischen Geistlichen auszutauschen und nach Petersburg abzuschicken sei! Ich konnte es immer noch nicht fassen — als man mir von allen Seiten beglückwünschend die Hände schüttelte — ich sollte demnächst frei sein, der kühnste aller Träume sollte zur Wirklichkeit werden?!! Am nächsten Tage ging ich schon um acht Uhr zur Russenkanzlei, um mir nach stundenlangem Warten endlich einen Propusk (= Erlaubnisschein) zu erbitten, damit ich, nach Jahr und Tag am Karfreitag wenigstens, wieder einmal die Stadt und Kirche besuchen dürfe, und zwar ohne militärische Bewachung.

Ich erhalte den Schein, der mir Aufenthaltserlaubnis in der Stadt bis 4 Uhr nachmittags gewährt, durchschreite schon unter Vorzeigung desselben die Postenkette, als mir aus der Kanzlei ein Soldat nacheilt und mich unter lautem Stoi! Stoi! zur Kanzlei und zum Obersten zurückruft. Hier vernehme ich nun wirklich aus seinem Munde den Inhalt des Telegramms, aber auch zugleich die Weisung, augenblicklich abzureisen. Meine Bitte, mir doch bis morgen früh Zeit zu gewähren, um noch einiges für die Reise besorgen zu können, Abschied zu nehmen und mit dem Ortspfarrer das Nötige für die Abhaltung des Gottesdienstes an den Osterfeiertagen zu besprechen, wird mir erfüllt.

Jubelnd im Herzen eile ich zur Stadt und besorge alles.

Reichlich gepackt mit den verschiedensten Einkäufen für meine lieben Zimmernachbarn kehrte ich im Wagen zum Lager zurück.

Des Fragens, Erzählens kein Ende. — —

Diese Nacht schlief ich überhaupt nicht mehr auf dem harten Strohsacklager. Zur festgesetzten Stunde, nach herzlichem Abschiede von den Leidensgenossen unter hundert aufgetragenen Grüßen an

die Lieben zu Hause, fuhr ich im Wagen ab, dem ein zweiter mit dem Begleitoffizier folgte.

Ein wundervoller Frühlingsmorgen! Karfreitag war's — Auferstehung! — Wie ein der schwarzen Grabesnacht Entstiegener kam ich mir vor. — Eine Steppenlerche jubelt über unsern Häuptern ihr Morgenlied in die klare Luft. — Sonnenglast! Drüben die blauen Berge überm Strom! Wie ist die Welt mit einemmal so schön!

An den Friedhof hin lasse ich den Iswoschtschik das Gefährt lenken!

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mags dich, Begleiter, nicht gefährden.
Drüben liegt manch Kamerad
In der stillen Erden — — —"

Wir halten still. Ich steige aus und sende ihnen, die dort ruhen, einen letzten Gruß hinab in einem stillen Gebet! Schlafet in Gottes Frieden dort, bis der Tag der Vergeltung naht, an dem derjenige, der da spricht: „Mein ist die Rache!" Abrechnung halten wird mit denen, die euch hier ein unverdient frühes trauriges Ende finden ließen!

Unwillkürlich ist mein Begleiter, meinem Beispiele folgend, auch aus dem Wagen gestiegen und nimmt Teil an dieser letzten Ehrung, die ich unseren wackeren heimgegangenen Kampfesbrüdern erweise.

Siebenter Teil.

Heimwärts. — In fünf Tagen durch Sibirien und Rußland. — Die Generalin. — Ankunft auf dem Nikolaibahnhof. — Auf dem Glawno-Kommando. — Im Nikolai-Hospital. — Das Evakuationsspital. — Die amerikanische Botschaft. — Zwei Monate vergebliches Warten. — Der neutrale Gesandte. — Ausgetauscht. — Dantes Hölle in Rußland. —Grenzstation. — Untersuchung. — Ostpreußische Verbannte. — In Torneo. — Endlich frei! — Haparanda. — Schwedens Gastfreundschaft. — Stockholm. — Trelleborg. — Die Überfahrt. — Deutsche Erde unter den Füßen. — Eindrücke! — Die Ankunft des Invalidenschiffes. — Nach Hause.

Und nun von den Toten hinweg — ins Leben hinein!

Wie auf Windesflügeln geht's diesmal in nur fünftägiger, von wundervollem Wetter begünstigter Schnellfahrt zurück durch Sibirien, über seine mächtig angeschwollenen Ströme, da bei der außerordentlich milden Witterung des Spätwinters das Eis größtenteils schon geschmolzen war. Die Brücken über den Tom, Ob, Irtysch, Tschym, die Kama und Wijatka sind scharf bewacht. Vor jeder derselben steigen Wachen in jedes Abteil. „Ruhig sitzen bleiben, nicht zum

Fenster hinaussehen, nichts anfassen!" lautet jedesmal die Parole, bis die Brücke passiert ist und die Landsturmleute wieder abgestiegen sind. Die Reise ging diesmal ab Tscheliabinsk über Perm—Wologda—Wiatka auf der nördlicheren Uralstrecke zurück.

Bis auf einen kleinen Zwischenfall verlief die Reise, auf welcher ich nach Belieben an jeder größeren Station aussteigen konnte, um mich zu ergehen oder eine Mahlzeit in den Bahnhofsrestaurationen einnehmen konnte, recht angenehm und im anregenden Geplauder mit meinem Begleiter und den vielfach wechselnden Wageninsassen, meist Militärs oder Ärzten. Von Jekaterinburg im Ural ab war eine Dame der Gesellschaft, die Witwe eines russischen Generals aus den baltischen Provinzen, unsere Abteilsnachbarin geworden zusammen mit einer russischen Ärztin, die gar zu gerne mit mir geplaudert hätten. In rüdester Weise wurden sie von einem mitfahrenden jungen Fähnrich auf die hohe Strafe, 3000 Rubel oder drei Monate Gefängnis, aufmerksam gemacht, die sie treffen würde, wenn sie mit dem verhaßten „Nemezky" Deutsch sprechen würden.

Wie unglaublich weit die Verhetzung der Deutschen auch in die „besseren" Kreise schon gedrungen war, dafür bot mir die von der Dame allen Ernstes gestellte Frage einen Beleg: „Ob es denn wirklich wahr wäre, daß man in Deutschland jetzt wegen der großen Hungersnot schon die kriegsgefangenen Russen schlachte, um ihr Fleisch den anderen Gefangenen vorzusetzen; sie habe so entsetzlich Angst, wegen ihres Sohnes, der auch nun bald an die Front müsse."

Ich konnte nicht umhin, ihr geradezu ins Gesicht zu lachen und ihr zu versichern, daß die Deutschen weder selbst Menschenfresser wären, noch auch andere Völkerstämme, die zur Zeit unfreiwillige Gäste in Deutschland wären, dazu veranlassen würden, Karnophagen zu werden. Ich ordnete meine in Sibirien angefertigten Zeichnungen und Malereien, zeigte sie meinem Begleiter und trennte einzelne, die noch auf Brettchen aufgespannt waren, vorsichtig ab, um ihn zu überzeugen, daß ich nichts Verbotenes mitnähme und verberge, denn er hatte mich aufmerksam gemacht, daß meine Sachen in Petersburg jedenfalls einer strengen Untersuchung unterzogen würden.

Am 28. April kamen wir gegen 3 Uhr nachmittags auf dem Nikolai-Bahnhof in Petrograd an, fuhren den Newskij-Prospekt hinab, durcheilten kreuz und quer die Stadt, von Kommando zu Kommando, um endlich vor dem Portal des Nikolai-Voëni-Gospitals, des größten Militärspitals Petersburgs mit ungefähr 3000 Verwundeten und Kranken belegt, zu landen.

Der Glawno-Kommandant von Petersburg hatte, wahrscheinlich infolge eines vom Obersten in Kraßnojarsk mitgesandten Emp-

fehlungsschreibens, in welches er sich längere Zeit vertiefte, mir dadurch einen großen Gefallen zu erweisen geglaubt, daß er mich nicht in das mit Recht gefürchtete sogenannte Evakuations-Spital überwies, sondern mich, den eigentlich jetzt Gesunden, in das Lazarett zu den Kranken steckte.

Nun, ich dachte mir, wegen der paar Tage, die ich wohl hier würde zubringen, ist es einerlei, wo man mich unterbringt. Allein aus den paar Tagen wurden Wochen, wurden ein paar Monate — ich war einfach — vergessen. Mit fünf Offizieren, einigen Ärzten und etwa 12—14 Mann zusammen in einem Raum untergebracht, konnten wir gegen die Behandlung und Verpflegung im allgemeinen nicht klagen. Was am meisten bedrückend auf uns wirkte, war der Mangel an Bewegungsfreiheit. Ein ungefähr 50 Schritt langer Gang vor den vier den Kriegsgefangenen zugewiesenen Krankenzimmern, der aber die meiste Zeit hindurch ebenfalls mit Betten belegt war, und an dessen beiden Enden je ein Posten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett stand, bot die einzige Möglichkeit, sich etwas zu ergehen. Das Betreten und einstündige Verweilen im Garten des Lazarettes war uns während zweier Monate nur fünf bis sechsmal gestattet.

Auch hier sah man viel Elend. Ein ständiges Kommen und Gehen. Sehr bedauerten wir die kaum Genesenen und Krüppel, darunter auch einige Offiziere, die bald wieder nach Sibirien weggeschickt wurden.

Sonntags konnte ich in einem Krankenzimmer den Gottesdienst abhalten. Arzt und Schwestern waren in Petersburg in diesem Lazarett, in angenehm berührendem Gegensatz zu den sibirischen Spitälern, gut und aufopfernd tätig, sogar Deutschsprechende befanden sich darunter.

Sehr schlimm lauteten die Schilderungen, die ab und zu aus dem Evakutions-Spital Nr. 108 ankommende Ärzte und invalide Offiziere gaben. Dieses Austauschlazarett stand nämlich unter Gendarmeriebewachung. Die Herren, die dort oft monatelang auf den Austausch warten mußten, waren schlecht untergebracht und aufs schärfste überwacht. Die Bewohner der zweiten Etage durften mit denen des dritten Stockwerks niemals verkehren. Mit Ausnahme der Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, und der Wäsche hatte man ihnen alles abgenommen: Geld, Uhren, Wertsachen, Bücher, Schriften, ja selbst Spiegel, Kämme, Zahnbürsten. Fünfzig Herren bedienten sich eines heimlich zurückbehaltenen winzigen Bleistiftes und schrieben sich auf kleinen Stückchen Packpapiers, die sie zufällig fanden. —

Und der Qual einer peinlichen Leibesuntersuchung mußte sich

dort jeder vor dem Abgange unterziehen, also konnte es mich auch noch treffen. Da hieß es beizeiten sich vorsehen! Das geschah auch.

Leider konnte ich es mit so manchen Schriften, Listen und Adressen, die mein Koffer enthielt, nicht ebenso machen. Denn derselbe war mir bei der Einlieferung in das Spital sofort abgenommen und im Kellergewölbe verwahrt worden, bis unmittelbar vor meiner Abreise, so daß ich demselben nichts mehr entnehmen konnte.

Das wochenlange Warten wurde allgemach zur Pein. Keine Verbindung mehr mit der Heimat. Bis meine Angehörigen von meinem Eintreffen in Petersburg verständigt sein konnten, würde ich auch Petersburg wieder längst verlassen haben. Sicher schrieb man natürlich immer noch nach Sibirien. Es war zum verzweifeln.

Ein Vertreter der amerikanischen Gesandtschaft hatte mir zwar in einem auf „russisch" geschriebenen Briefe mitgeteilt, man würde mich seitens der Botschaft sofort verständigen, sobald der russische Austauschgeistliche aus Deutschland in Stockholm eingetroffen sei.

Ich wartete und wartete — vergeblich. Viel Vertrauen auf eine Verwendung dieser Botschaft besaß ich ohnedem nicht, nachdem ich es ja in Kraßnojarsk selbst miterlebt hatte, wie der von der deutschen Regierung mit dem offiziellen Schutz der deutschen Kriegsgefangenen in Rußland betraute Vertreter der amerikanischen Botschaft sich seiner Aufgabe im Sommer 1915 in Sibirien entledigt hatte. Statt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, durch persönliche Ineinsichtnahme in die Lagerverhältnisse von der Behandlung, der Not und dem Gesundheitszustand usw. zu überzeugen, war der Herr gemütlich in seinem Abteil erster Klasse im Eisenbahnzuge sitzen geblieben und hatte den damaligen österreichischen Vertreter, einen Major, den Weg vom Gorodok zum Bahnhof machen lassen und von ihm einen Bericht entgegengenommen.

Mein Mißtrauen täuschte mich auch nicht. —

Ich tröstete mich indes, so gut es ging, mit dem Gedanken, daß „gut Ding lange Weile brauche", und mit mir zugleich 40—50 Ärzte und Austausch-Invaliden schon monatelang auf die gleiche Geduldprobe gestellt waren.

Einmal besuchte uns der Bischof von Petersburg und spendete den Kranken seinen Segen, leider konnte er so viel wie nichts Deutsch sprechen.

Von verschiedenen aus der „Krepost", dem Festungsgefängnis, oder aus Arbeitsstätten und von Transporten ankommenden Kranken erfuhren wir fortwährend oft ganz haarsträubende Schilderungen der Lage, namentlich der Gefangenen, die auf der berüchtigten „Murmanbahn" arbeiten mußten. Von einem Herrn, der die Strecke bereist hatte, hörte ich das Gesagte vollauf bestätigt.

Unter der Überschrift: „Dantes Hölle in Rußland" brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die nachfolgenden Schilderungen, die zum Teil durch die gesamte deutsche Presse gingen und darum ergänzungsweise auch hier einen Platz finden dürften:

Alle Schrecken, alle schauderhaften Schilderungen über die Lage der Kriegsgefangenen in Rußland werden übertroffen durch einwandfreie Berichte, die von wenigen, glücklich den Orten des Grauens entflohenen Gefangenen erstattet und erst unlängst zur Kenntnis der deutschen Regierung gelangt sind. In den ungeheuern Gebieten Rußlands gibt es weite Landstrecken, in die noch nie während des Krieges der Fuß eines Neutralen gedrungen ist. Der Vorwand „militärische Rücksichten" bildet den Riegel, um diese Welt abzuschließen von jeder Kontrolle durch Neutrale, von jeder Liebestätigkeit, von jeder Aufsicht. Preisgegeben schändlichen Blutsaugern von Unternehmern, nicht bewacht, sondern wie Sklaven geknechtet von unkultivierten Horden von Tscherkessen und Kosaken, gehen in den Distrikten an der Olonetz-Murman-Eisenbahn und im Gouvernement Wjatka Tausende von deutschen und östereichischen Kriegs- und Zivilgefangenen unter so grauenhaften Umständen dem sichern Tode entgegen, so daß der menschliche Geist sich sträubt, von diesem Elend sich eine Vorstellung zu machen. In der Tat, wenn es eine Hölle auf Erden gibt: Dort ist die Hölle! Ein kurzer Auszug aus den umfangreichen Berichten wird dies bestätigen:

An der Olonetz-Murman-Bahn arbeiten Tausende armer Menschen, die als Helden für ihr Vaterland gekämpft haben, halb nackt, bei Tag und bei Nacht, im Winter bei einer Kälte von oft mehr als vierzig Grad Reaumur, unbarmherzig zur Arbeit getrieben, bis sie unter qualvollen Schmerzen zusammenbrechen, um ihr Leben unter den Streichen der entmenschten Peiniger auszuhauchen. Durch Urwald und tiefen Sumpf wird die Bahn gebaut. Die Gefangenen, die dorthin geschleppt wurden, sind in Hütten oder Baracken untergebracht, die so niedrig sind, daß ein Aufrichten auf der Holzpritsche, auf der sie ohne Stroh oder Decke liegen müssen, nicht möglich ist. Fenster sind nicht vorhanden, eine Lüftung der Räume wird lediglich durch das schadhafte Dach ermöglicht, durch das der Regen eindringt. Alles wird durchnäßt, und die frierenden Leute sind den schwersten Erkrankungen preisgegeben. Kleidung, Wäsche und Schuhe erhalten die Gefangenen nicht, so daß alle in Lumpen und Fetzen gehüllt sind, durch die man den bloßen Körper sieht, oft barfuß, im Winter bei strengster Kälte müssen sie in Sümpfen arbeiten, die Frühjahr und Sommer todbringende Dünste ausströmen. Die schlechte und gänzlich ungenügende Ernährung hat schwere Krankheiten zur Folge. Von den ersten 15000 Mann, die dorthin ge-

schafft wurden, starben Tausende im Laufe des Sommers. Die noch Lebenden sind infolge ihrer Krankheiten kaum noch wandelnde Leichen zu nennen. Die neu hinzugekommenen Gefangenen werden durch die Kranken angesteckt, kaum eine einzige Baracke ist vorhanden, in der nicht Lungenkranke langsam dahinsiechen oder in der durch schrecklich blutende und eiternde Skorbutwunden entstellte Menschen das Entsetzen und Mitleid herausfordern. Ein eigentliches Krankenhaus ist auf dem ganzen ausgedehnten Gebiet nicht vorhanden. Alle 100 Kilometer wohnt ein Arzt; dieser soll Tausende von Menschen behandeln! So liegen die an schwerem Rheumatismus und Lungenschwindsucht leidenden und mit Wunden bedeckten Menschen monatelang auf nackten Brettern, ohne Hilfe! Menschen, deren Lippen und Gaumen geplatzt sind und bluten — bei manchen können sogar die gesunden Zähne mit den Fingern leicht herausgenommen werden — erhalten keine andere Kost als hartes Schwarzbrot und Kohlsuppe, bis sie der Tod aus ihrer schrecklichen Lage erlöst. Die Sterblichkeit unter diesen elendesten aller Menschen ist ungeheuer groß. Die Toten werden, oft erst nach Tagen, im Winter nach Monden, nackt wie Holz auf einen Wagen geladen und in den Wald gefahren, wo sie namenlos verscharrt werden. Die Arbeitszeit dauert, auch an Sonn- und Feiertagen, von morgens 4½ bis 8 Uhr abends, ohne Ruhepause. Wehe dem Armen, der nur einen Augenblick ausruhen will! Unbarmherzig sausen die Peitschen der Tscherkessen und der entmenschten Arbeitgeber auf den Unglücklichen nieder, bis er ohnmächtig, oft tot, liegen bleibt. „Man wird buchstäblich zu Tode geprügelt!" sagt ein Zeuge.

Noch schlimmere Zustände herrschen auf den Förstereien, die der Leitung des Generals Alexander Grigorjewitsch Dubnitzki unterstehen. Auf diesen haben es die Vorsteher Jwan Waslawitsch und Michael Feodorowitsch Bubaschkin mit ihren Gehilfen und Kreaturen, Leutnant Alexander Frjasinow und Alexander Platonowitsch Gorschkow, so toll getrieben, daß sich sogar russische Soldaten geweigert haben, weiterhin dort Dienst zu tun, weil sie die Scheußlichkeiten nicht mehr mit ansehen konnten. Die Gefangenen haben auch hier auf dem ganzen Körper schreckliche Wunden, die voll Ungeziefer wimmeln. Wasser gibt es nicht, waschen müssen sich die Leute mit schmutzigem Schnee. Dysenterie und Hungertyphus wüten hier in schrecklicher Weise. Ohne ärztliche Behandlung auf Pritschen ohne Decken, ohne Wäsche liegen hier zum Teil mit eiternden und ausgeflossenen Augen, abgefrorenen und abgefallenen Gliedern, mit gebrochenen Rippen, dazwischen Geistesgestörte, im ganzen 240 Kriegsgefangene in einem Raum, der nur für 50 oder 60 Mann Platz bietet. Die grundlos verhängten Strafen sind so barbarisch,

daß selbst die russischen Landsturmleute es eher vorziehen, an die Front geschickt zu werden, als die Henkersknechte dieser Scheusale zu spielen. Namen und Wohnort dieser Soldaten sind bekannt. So ließ Babuschkin einmal 250 Gefangene mit Peitschen in einen Raum hineinprügeln, der kaum 100 Menschen faßte. Türen und Fenster wurden mit Brettern vernagelt. In dieser Lage mußten die Ärmsten bei schrecklicher Hitze 26 Stunden ohne Nahrung oder Wasser aushalten. Der größte Teil der schon vorher kranken Menschen war beim Öffnen der Baracke bewußtlos. Die andern wurden in unmenschlichster Weise verprügelt. Eine andere Strafe ist das Einsperren in einer tiefen nassen Erdgrube, in der die Leute ohne jedes Licht mehrere Tage mit einem Stück Brot und Wasser aushalten müssen. Gorschkow selbst hat Leute mit Eisenstangen ins Gesicht geschlagen. Eine ganze Reihe von Namen und Adressen von Zeugen ist bekannt, die bestätigen können, in welch scheußlicher und gemeiner Weise die Kriegsgefangenen dort behandelt werden. Diese Leute bestätigen sogar, daß die Gefangenen sich genötigt sahen, das Fleisch krepierter Hunde zu essen, wenn sie nicht einfach verhungern wollten. Hier Abhilfe zu schaffen, ist General Dubnitzki weder fähig, noch hat er hierzu den guten Willen. Im Gegenteil, Leute, die sich über diese unmenschliche Behandlung zu beschweren wagen, werden einfach ermordet und verschwinden spurlos.

Den Sammelort für alle jene Unglücklichen, die wegen vollständiger Arbeitsunfähigkeit von den Arbeitsstellen an der Murmanbahn zurücktransportiert sind, bildet Kotelnitsch in Gouvernement Wjatka. Hunderte von schwerkranken Menschen liegen dort in einem fürchterlichen Zustande in den drei sogenannten Hospitälern. Zu Krüppeln geschlagene Menschen mit abgefrorenen Händen, Füßen, Ohren und Nasen warten ohne jede ärztliche Hilfe auf den Tod. An Stelle der Hände haben manche nur noch schwarze Knochenstümpfe. In solchem Zustand wurden diese Ärmsten von den Arbeitsstellen geschickt. In diese Hospitäler, in denen die Gefangenen noch hilf- und rechtloser sind als auf den Arbeitsstellen, werden auf unendlich langem Bahntransport nur die Allerunglücklichsten gebracht. In ungeheizte Viehwagen werden Schwerkranke ohne Stroh und Decken hineingestopft, so daß es vorgekommen ist, daß der größte Teil dieser im Sterben liegenden Menschen das Ziel überhaupt nie erreicht hat. Die Leichen wurden durch die Wachmannschaften einfach zum Wagen hinausgeworfen. Andere Gefangene werden auf dem Transport wie Holz quer über einen Wagen gelegt und herangefahren. Wenn gar die Schlitten oder Wagen bei den äußerst schlechten Wegeverhältnissen umkippen, dann wird die stöhnende und schreiende Last von den entmenschten Wächtern ohne jede Rück-

sicht in roher Weise wieder aufgepackt. Nach den Aussagen des Arztes hat kaum einer dieser unglücklichen Menschen die Aussicht, mit dem Leben davonzukommen, denn Flecktyphus, Dysenterie und andere Infektionskrankheiten nehmen so schnell überhand, daß nach dem eigenen Ausspruch dieses Arztes 90 % der Belegstärke eines solchen Lazaretts in kürzester Zeit stirbt. Solange einer dieser schwerkranken Menschen überhaupt noch bewegungsfähig ist, wird er selbst hier noch mit Kolbenschlägen und Peitschenhieben unbarmherzig zur Arbeit getrieben. Auch in andern Orten des Gouvernements Wjatka herrschen empörende Zustände.

Noch viele Einzelheiten, noch viele Namen könnten aufgeführt werden. Alle geben das gleiche Bild der verbrecherischen russischen Verwaltung. Unbekümmert um etwaige Folgen hat die russische Regierung viele Monate lang die Dinge ihren Lauf nehmen lassen.

Erst in allerneuester Zeit scheint sie sich auf dringende Vorstellung ihrer Verantwortung bewußt geworden zu sein. Werden die in Aussicht genommenen Besserungen wirklich durchgeführt? Werden sie von Deuer sein? Wer will es feststellen? Wer davon Kunde bringen? Eines soll die russische Regierung bedenken, ehe sie fortfährt, durch gänzliche Mißachtung der Gesetze der Menschlichkeit viele Tausende von Gefangenen zu vernichten: Eine jede Schuld rächt sich auf Erden! Die Gerechtigkeit schreit zum Himmel. Noch niemals ist in der Weltgeschichte solche Bestialität vorgekommen. Das öffentliche Gewissen der Welt wird aufgerufen werden gegen eine Regierung und ein Land, wo solche Scheußlichkeiten sich ereignen. Auch aus den Knochen dieser armen hingemordeten Gefangenen wird einst ein Rächer erstehen. Die Behandlung der Kriegsgefangenen in diesem Kriege wird für Rußland ein ewiger Schandfleck bleiben. Mit Abscheu und Empörung sollte sich die ganze zivilisierte Menschheit von solchem Land abwenden. Die deutsche Regierung hat gegen diese furchtbaren Zustände bei der russischen Regierung tatkräftigen Einspruch erhoben und unverzügliche Abstellung gefordert. Der russischen Regierung ist ferner mitgeteilt worden, daß, wenn bis zu einem bestimmten Zeitpunkt keine befriedigende Antwort eingetroffen ist, die deutsche Regierung Gegenmaßregeln ergreifen wird. Außerdem sind bedeutende Geldmittel zur Linderung der Not an die Schutzmächte in Petersburg überwiesen worden. — — —"

Am 22. Juni saß ich immer noch im Nikolaispital. Da sicherem Vernehmen nach der russische Austauschgeistliche längst in Petersburg eingetroffen war, was sich denn auch später herausstellte, da er am 6. 6. schon Saßnitz passiert hatte und am 8. 6. von Stockholm abgefahren war, wandte ich mich, den letzten Ausweg versuchend

auf einen guten mir erteilten Rat hin, an einen anderen neutralen Gesandten in Petersburg.

Noch am gleichen Abend, wir lagen schon zu Bette, kommt ein russischer Oberst herein und frägt nach mir, ob ich krank sei? „Nein." Ob ich reisen könne? „Jeden Augenblick!" Er nickt — und geht. Am andern Morgen um 8 Uhr stehen schon die beiden russischen Konvois vor der Türe. Diesmal dienen sie mir nur als Gepäckträger. Mit der „Elektrischen" geht's zum Finnischen Bahnhof. Wir haben Eile. Schnell in einen Wagen dritter Klasse, dessen Fenster sämtlich dick weiß verstrichen sind und keinerlei Aussicht gewähren.

In Bialostrowo an der russisch-finnischen Grenzstation — aussteigen! Genaueste Untersuchung abermals! Wegnahme des letzten 10-Kopekenstückes — nur Papierrubel werden mir gelassen, alles was sonst an Papier auch nur erinnert, wird aus dem Gepäck weggenommen. — Nur zu! Nach kurzem Aufenthalte kann ich „erleichtert" den Zug wieder besteigen. Von da ab erhalte ich Gesellschaft. Weggeschleppte Ostpreußen aus der Gegend von Gumbinnen, die nach nahezu zwei Jahren so glücklich sind, in die Heimat zurückkehren zu können. Acht Personen, darunter ein 77jähriger Greis, der seine 75jährige Frau in Rußland verloren hatte, eine 80jährige, schwer lungenkranke Frau, die gleichfalls ihren 85jährigen Mann hatte in russischer Gefangenschaft beerdigen müssen, eine Frau mit drei Kindern, das jüngste vier Jahre, und zwei weitere tief in den 60er Jahren stehende Personen, deren ich mich, so gut ich konnte, annahm.

Sie fuhren unter Gendarmeriebewachung, die durch Finnland etwa fünf- bis sechsmal wechselte. — Wie dankte ich im stillen meinem Retter aus der Not, denn wie leicht hätte es geschehen können, daß ich nach kurzer Zeit wieder — nach Sibirien zurückgeschickt worden wäre. —

In Torneo, am gleichnamigen Grenzflusse zwischen Rußland und Schweden, das übliche stundenlange Warten. — Die Ostpreußen sind schon erledigt und haben die Station verlassen. Ich sitze noch allein im Wartesaale, dessen Fenster einen freien Blick gewähren auf den Fluß zu meinen Füßen, auf das bewimpelte Dampfboot, das eben am Ufer anlegt und auf das Land der Freiheit — drüben — greifbar nahe. Meine zwei Begleiter, die auf der Kanzlei nebenan ihre Meldung abgestattet, steckten nochmals ihre Köpfe zur Türe herein, nickten — und verschwanden, ohne ein Wort zu sagen. Wieder saß ich allein. — Kein Mensch kümmert sich mehr um mich, niemand frägt, ob ich auch die Mittel zu einer so langen Heimreise hätte. — Endlich sagt mir ein Beamter, ich könne gehen,

müsse zuerst aber nochmal zum Polizeivorsteher, um mein Gepäck durchsehen zu lassen.

Da man noch die Siegelmarken der letzten Durchsuchung darauf erblickt, läßt man es dabei bewenden und mich endlich abziehen. —

Erst als ich den Schwedendampfer unter den Füßen vom Ufer gelöst frei auf dem Strome schwimmen fühlte — da wußte ich — mit einem tiefen Atemzuge sprach ich's zu mir selbst — nun bist du frei! —

Was kümmert mich das zahlreiche internationale Publikum, von dem das Schiff wimmelte, mein Blick hing wie gebannt an den grünen Tannenwäldern, an dem Himmel, der über den schwedischen Gestaden in reinstem Blau erstrahlte. Mustergültige Einrichtungen zum Empfang des zahlreichen Reisepublikums auf schwedischer Seite, in Haparanda; glatt und rasch wickelt sich die Zoll-, Sanitäts- und Paßkontrolle ab. Der stellvertretende deutsche Konsul und seine reizende Frau nehmen sich der Verbannten in rührender Weise an, besorgen uns die Billette nach Stockholm und bringen mich nach einem gemütlichen Plauderstündchen bei einer Tasse Kaffee auf der Hausveranda abends im eigenen Auto zum Bahnhof.

Unvergeßlich bleibt mir die Fahrt durchs gastliche Schwedenland mit seinen aufrichtigen, geraden Menschen. Vorbei an verträumten Waldseen, über tosende Bergströme, auf deren Schaumkämmen der Reichtum Schwedens, das Triftholz, dem Meere zutrieb. Saftig grüne Matten und Weiden, saubere rote Häuschen mit blitzblanken Gardinen im Grün versteckt, welch wohltuender Gegensatz zum Schmutze eines russischen Dorfes. Reges arbeitsfrohes Leben in den Städtchen und Städten, an denen der Schnellzug vorüberbrauste.

Gemeldet mußte wohl meine Ankunft in Stockholm schon sein, denn eine Abordnung des deutschen Komitees empfing mich bereits auf dem Bahnhof. Für alles hatte man schon Sorge getragen. Nicht eine Minute kam ich mir wie ein fremder Mann in fremder Stadt vor.

Nachdem ich auf dem deutschen Generalkonsulat photographiert worden war und meinen Reisepaß erhalten hatte, konnte ich noch einige der Sehenswürdigkeiten des nordischen Venedigs, flüchtig freilich nur, in Augenschein nehmen, denn zu einem längeren Verweilen konnte ich mich für diesmal nicht entschließen — es drängte mich, da ich seit dem ersten Mobilmachungstage draußen gewesen war und niemand von meinen Lieben mehr gesehen und seit Januar nichts mehr von ihnen gehört hatte — nach Hause zu kommen. —

Tief ergriff mich, als ich zum Abendzug auf den Bahnhof gekommen war, das Erscheinen des apostolischen Delegaten Schwedens,

des hochwürdigsten Herrn Bischofs B., einer hohen, ungebeugten Greisengestalt mit weißem wallendem Barte und herzgewinnenden Zügen, der auf die Kunde meiner Durchreise es sich nicht nehmen lassen wollte, mich persönlich noch zu grüßen. Er drückte mir ein Päckchen in die Hand mit den Worten: „Hier bringe ich Ihnen nach langer Entbehrung wieder die ersten deutschen Zeitungen, die ersten deutschen Zigarren, für Sie das erste deutsche Geld, für mich das letzte, das ich augenblicklich besitze!" Wie rührend diese Aufmerksamkeit und innige Teilnahme des hohen Herrn an dem schweren Geschicke, das seinen Landsmann und Mitbruder getroffen! —

Lange noch winkten die anwesenden Herren der deutschen Kolonie dem abfahrenden Zuge nach. —

Wiewohl todmüde, schloß ich in der folgenden Nacht, da der Schnellzug uns nach Malmö und Trelleberg bringen sollte, kein Auge, da mich die fesselnden Schilderungen eines aus sibirischer Kriegsgefangenschaft über China, Japan, Amerika, England und Norwegen glücklich entkommenen österreichischen Fähnrichs, mit dem ich auf der Paßausgabestelle bekannt geworden war, ständig wach hielten. —

In Trelleborg ging es sogleich auf das Fährschiff zur sechsstündigen Überfahrt über die Ostsee, über deren spiegelglatte Fläche der blendende Sonnenglast des letzten Junitages gebreitet lag. —

So weit das Auge reichte, kein Schlot und Mast zu erblicken!

Unsere Tauch- und Minensuchboote hielten in gemessener Entfernung scharfe Wacht. —

Die alte Frau, deren einziger Wunsch nur war, in der Heimat sterben zu können, und die große Angst vor dem „breiten Wasser" gehabt hatte, blieb während der ganzen Überfahrt ohne jegliche Ahnung, daß sie sich schon auf dem Schiffe befände. Sie glaubte, in einem großen Hotel am Ufer zu sein und frug noch oft, wann man das Schiff besteigen würde. —

Nun durften wir nach 19 Monaten schmerzlicher Trennung zum erstenmal deutsches Land schauen — Rügens weißes Kreideeiland tauchte aus den Ostseefluten auf — und bald auch wieder betreten.

Ich hätte sie küssen mögen, unsere Muttererde; unmöglich können die Gefühle wiedergegeben werden, die mich durchpulsten, als mein Fuß zum ersten Male wieder sich auf deutsche Erde setzte! —

Darauf in Saßnitz ein herzlich warmer, echt deutscher Empfang, vorab durch die Herren der Invaliden-Austausch-Kommandos.

Da am nächsten Tage ein Invalidentransport aus Petersburg erwartet wurde, unter dem ich manchen Bekannten wußte, blieb ich noch. Als am Nachmittage das Transportschiff unter den Klängen der Musik, jubelnd begrüßt von den Ehrenjungfrauen am

Landungsstege, einlief, als unter herzergreifendem Willkommgruß durch eine kaiserliche Hoheit und hundertfachem Händeschütteln die Invaliden auf Tragbahren, Blinde, Krüppel und Lungenkranke einzeln von den Sanitätsmannschaften an Land getragen wurden — als man sie hochbeglückt aufleuchten sah, die Augen der Wackeren, denen so viele offene Arme zum Empfange sich entgegenstreckten, — da brach der langverhaltene Schmerz, für den ich während der Gefangenschaft keine Träne gehabt, da er ja fast ständig durch das Gefühl ohnmächtigen Ingrimms erstickt war, mit aller Gewalt los! Und ich schäme mich der Tränen nicht, die mich unter gewaltiger Erschütterung meines ganzen bebenden Innern netzten — als ich neben so viel namenlosem Leid — so viel Liebe sah!

Schlußwort.

Und ein heiliges Gelöbnis hatte ich mir gemacht.

Glücklich der Freiheit, dem Leben, dem Vaterlande wiedergegeben, wollte ich, soweit es meine Kräfte erlaubten, dahin wirken, daß den armen Kriegsgefangenen in Rußland geholfen würde, so viel es nur möglich wäre.

Dahin zielte dieses auf vielseitige Anregung herausgegebene Schriftchen. Und wenn ich dadurch einerseits einen Fingerzeig geben konnte, wie am besten, sichersten und erfolgversprechendsten unseren Kriegsgefangenen in Rußland zu helfen und ihr beklagenswertes Los zu lindern ist, und anderseits in den Herzen meiner geneigten Leserinnen und Leser aufs neue die Saite der Barmherzigkeit, der opferwilligen Beihilfe am edlen Werke der Gefangenenfürsorge kräftig berühren und zum „klingen" bewegen konnte, dann sähe ich darin den schönsten Lohn, die beste Vergeltung und Sühne für die im Feindesland bei Ausübung meines Berufes erlittene Unbill und Schmach.

Nachtrag: Zur Entgegennahme bzw. Weiterleitung der für unsere Kriegsgefangenen bestimmten milden Spenden sind außer dem Verfasser (Köln, Hohenzollernring 78) alle Ausschüsse für deutsche Kriegsgefangene, der Landesvereine vom Roten Kreuz, — wie in Köln a. Rh., Deichmannhaus, der Vermißten-Nachweis der Vereinigten Vereine vom Roten Kreuz — in Hamburg: Hamburgischer Landesverein vom Roten Kreuz, Ausschuß für Deutsche Kriegsgefangene Hamburg I, Ferdinandstraße 75; in Frankfurt a. M., Bahnhofplatz 12/14, der Verein vom Roten Kreuz Frankfurt a. M., Ausschuß für deutsche Kriegsgefangene bereit.